

Franz Hoffmann's Jugendbibliothek.

Arm und reich.

Eine Erzählung

von

Franz Hoffmann.



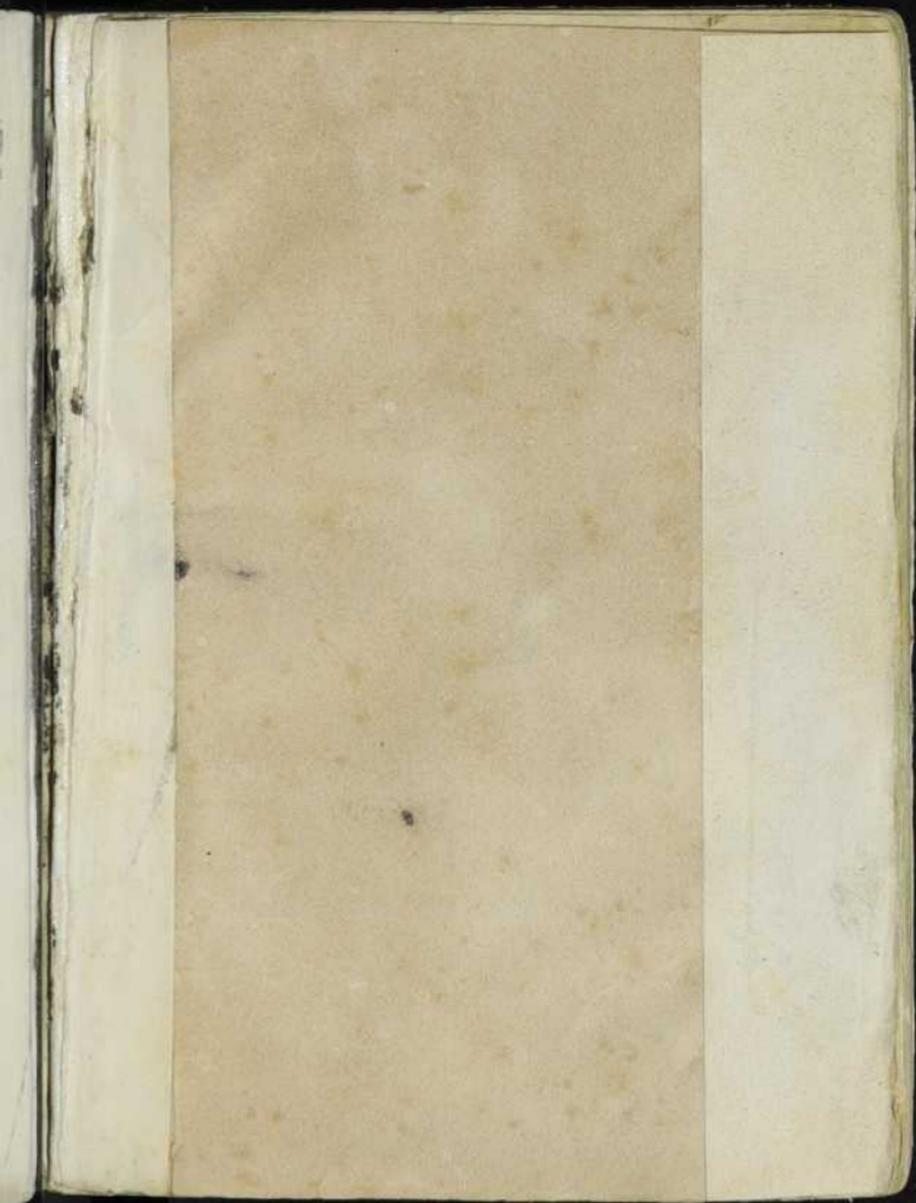
Stuttgart
Schmidl & Spring.

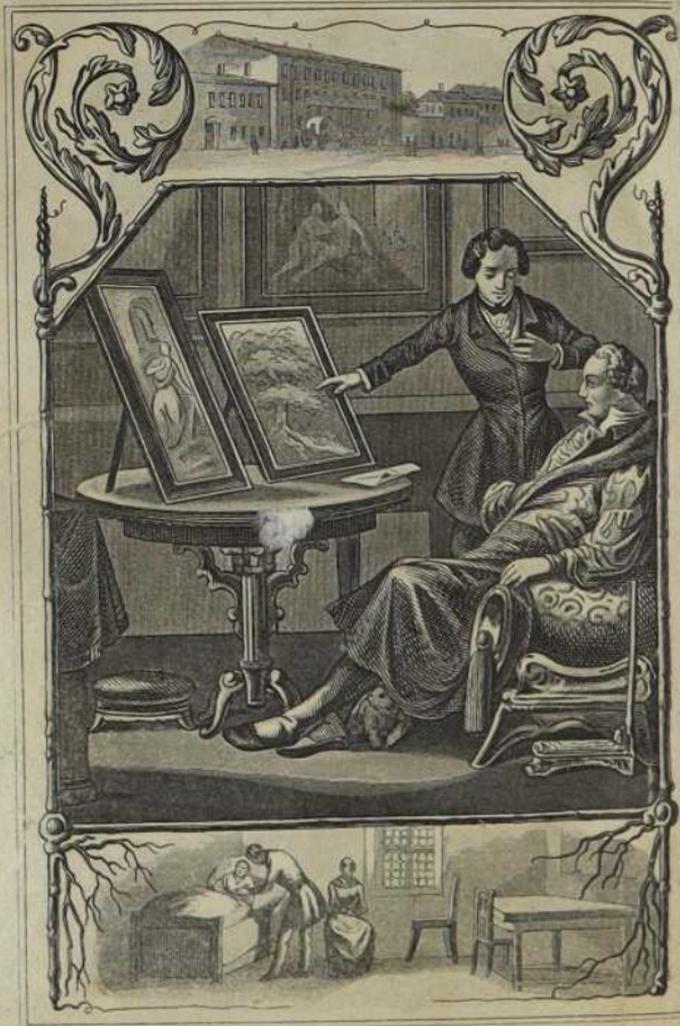
Von Franz Hoffmann's J. "dbibliothek

Und bis jetzt 225 Bändchen erschie- nen, und jährlich fünfzig Bändchen herausgegeben. Preis fünfzig Pfennig.

Urteil der Presse: Von der Hoffmann'schen Jugendbibliothek läßt sich nicht sagen: fängt man an zu lesen, so findet man in unendlich, ein Bändchen zulegen, bevor man solches ausgelesen hat. Man findet allenthalben Hoffmann'sche Jugendbibliothek! Ganz vortreflich eignet sie sich zu Geschenken die Jugend etc. etc.

- | | |
|--|--|
| 1. Jakob Ehrlich. | 39. Der Pächterhof. |
| 2. Der Tugenden Vergeltung. | 40. Die Sandgrube. |
| 3. Erziehung durch Schicksale. | 41. Nur Kleinigkeiten. |
| 4. Mylord Cat. | 42. Die Pantflecten. |
| 5. Die Not am höchsten, die Hilfe am nächsten. | 43. Furchtlos und treu. |
| 6. Peter Sempel. | 44. Der Geldsucher. |
| 7. Arm und reich. | 46. Willy. |
| 8. Loango. | 46. Selig sind die Barmherzigen sie werden Barmherzigkeit er |
| 9. Der böse Geist. | 47. Meschela. |
| 10. Die Geschichte von Zell. | 48. Untrue schlägt den eignen H |
| 11. Der Vogelhändler. | 49. Der Strampfischer. |
| 12. Der verlorne Sohn. | 50. Wenn man nur recht Ged |
| 13. Die Schule der Leiden. | und warten kann. |
| 14. Das wahre Glück. | 51. Im Schnee begraben. |
| 15. Capital. | 52. In demselben Hause. |
| 16. Opfer der Freundschaft. | 53. Jeder ist seines Glückes Sch |
| 17. Der alte Gott lebt noch. | 64. Weihnachten |
| 18. Gut und böse. | 65. Schmutzige Leben. |
| 19. Liebet eure Feinde. | 66. Brave Leute. |
| 20. Wer Sünde thut, der ist der Sünde. | 67. Geier Wälty. |
| 21. Der Schein trägt, die Wahrheit siegt. | 68. Die Anstelter. |
| 22. Unverhofft kommt oft. | 69. Die Sonne bringt es an der |
| 23. Rhein und Resse. | 60. Ein Königssohn. |
| 24. Der erste Schritt. | 61. Ein Mann ein Wort. |
| 25. Neue versöhnt. | 62. Dienst um Dienst. |
| 26. Der Segen des Herrn macht r | 63. Das große Los. |
| ohne Mühe. | Nur immer drau. |
| 27. Eigensinn und Buße. | Jeder in seiner Weise. |
| 28. Ein rechtschaffener Knabe. | er Brandm |
| 29. Prüfungen. | ng gewohn |
| 30. Folgen des Leichtsinns. | gehan. |
| 31. Treue gewinnt. | ithun t |
| 32. Mutterliebe. | sehen. |
| 33. Friedl und Ragl. | 39. : Sch |
| 34. René. | 70. cht r |
| 35. Die Waisen. | 71. Poe |
| 36. Die Nacht des Bewissens. | 72. h |
| 37. Beharrlichkeit führt zu Ziel. | |
| 38. Wie die Saat, so die Ernte. | |





Arm und Reich.

Eine Erzählung
für
die Jugend.

Von
Franz Hoff: ^{er} n.

Mit vier Stahlstichen.

Zwölfte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.

D
HOT



63/1347 D

[um 1890]

K. Hofbuchdruckerei Carl Liebig, Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Adelbert von Wildström.

In der breitesten, belebtesten und schönsten Straße einer großen Residenzstadt zeichnete sich vor den andern Gebäuden ein prächtiger Palast aus, der selten verfehlte, die Blicke der Vorüberwandelnden auf sich zu ziehen. Aus Marmor erbaut, mit prächtigen, schlanken Säulen und Bildhauerarbeit geschmückt, mit großen Rundbogenfenstern versehen, erinnerte er an die herrlichen Gebäude Griechenlands. Der reiche und stolze Graf von Wildström bewohnte ihn mit seiner Familie, seiner Gattin und seinem Sohne Adelbert.

Der Graf saß in seinem Kabinett vor einem prachtvoll gearbeiteten, mit geschmackvollen Verzierungen versehenen Mahagonitische und betrachtete mit prüfenden Blicken zwei große Delgemälde, welche ihm zum Kaufe angeboten waren. Sie standen in der günstigsten Beleuchtung auf dem Tische, und seine Augen hafteten bald auf diesem, bald auf jenem. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin und schien unentschlossen, welchem der beiden Bilder er den Vorzug geben sollte.

Während er noch schwankte und prüfte und verglich, schallten schnelle Schritte auf dem Borsaaale; die Thür ward geöffnet, und, ein lustiges Püchchen trillernd, trat der junge Graf Adelbert in das Gemach.

„Ei, Vater, treffe ich Sie wieder einmal bei der alten Liebhaberei!“ klagte er lachend. „Wie viel Geld wollen Sie noch für die Pinseleien wegwerfen! Wahrhaftig, ich sollte meinen, Ihre Zimmer und Säale wären hinlänglich mit Bildern versehen.“

Er warf auf diesen Worten einen ironischen Blick auf die Wände umher, die allerdings von Gemälden in prächtigen, goldenen Rahmen fast überdeckt erschienen. Der alte Graf bemerkte den Blick und wurde ärgerlich.

„Lieber Sohn,“ sagte er, „du scheinst noch immer zu vergessen, daß es nicht nur die Pflicht der Reichen und Mächtigen ist, die Künste in Schutz zu nehmen, sondern, daß es ihnen auch zur besonderen Ehre gereicht, wenn sie es mit Geschmack und Umsicht thun. Was sollten die armen Künstler mit all ihrem Genie anfangen, wenn sie die Schöpfungen desselben nicht an den Mann bringen könnten? Man muß das Talent unterstützen, mein Sohn.“

„Gut, gut, lieber Vater,“ fiel Adelbert schnell ein, da er eine lange Abhandlung über Malerei und Bildhauerkunst fürchtete. „Sie finden ein Vergnügen daran, bemalte Leinwand zu kaufen, und es ziemt mir nicht, Bemerkungen über Ihre Liebhabereien zu machen. Kaufen Sie immerhin, Sie haben ja die Mittel dazu. Aber damit ich nicht vergesse, hier sind Zeugnisse meiner Lehrer und Professoren. Man hat mich für reis erklärt, die Universität zu besuchen. Bitte, lesen Sie.“

Ziemlich gleichgültig schob der alte Graf die Papiere auf die Seite.

„Nachher wollen wir mehr darüber reden,“ sagte er. „Jetzt hilf mir bei meiner Wahl. Diese Gemälde sind mir zum Kaufe angeboten worden. Diese Helena auf den Mauern Troja's ist vom Professor H., den du kennst, jene Waldpartie von einem ziemlich unbekanntem Künstler, Namens David Wald.“

„Wald? Wald — sagten Sie, heißt der Maler?“ fragte Adelsbert mit mehr Interesse, als bisher. „Merkwürdiges Zusammentreffen! Wer ist dieser Mann? Wo wohnt er?“

„Er ist unser nächster Nachbar,“ erwiderte der Graf. „Der Mann scheint in schlechten Verhältnissen zu sein. Seine Frau brachte mir das Bild. Kummer und Entbehrung sprachen aus ihrem Aeußern, und sie dauerte mich. Das Bild ist nicht übel gemalt, das ist wahr; aber der Preis, fünfzig Louisd'or, ist denn doch auch enorm.“

„Und was soll diese Helena kosten?“ fragte Adelsbert.

„Zweihundert Louisd'or! ein Spottgeld!“ rief der Graf. „Bedenke nur, eine Helena von Professor H. für nur zweihundert Louisd'or. Ich behalte das Bild auf jeden Fall.“

„Und jenes?“ fragte Adelsbert.

„Nun, das werde ich wohl zurückgeben müssen. Ich weiß wirklich keinen Platz dafür.“

„Doch scheint mir, als ob aus einem einzigen Baum dieser Waldpartie mehr Genie spräche, als aus der ganzen Helena mit sämtlichem Beiwerk des berühmten Professors,“ sagte Adelsbert mit leisem Spott.

„Ei, nun ja, ich kann dir nicht ganz unrecht geben, lieber Sohn,“ entgegnete der Graf; „aber bedenke doch, der Mann hat keinen Namen, keinen Ruf! Es scheint mir wirklich unerschämmt, daß er fünfzig Louisd'or für sein Bild verlangt. Wenn ich nun das Bild hinhänge, und meine Gäste kommen und fragen mich: Wer hat es gemalt? Was haben Sie dafür gegeben? Ich müßte mich ja schämen, wenn ich dann eine so unbekannte Größe nennen müßte, du siehst das ein?“

„Ja, lieber Vater,“ erwiderte Adelsbert kalt. „Ich sehe ein, daß Sie nur Namen, nicht Bilder kaufen. Sie unterstützen das Talent, wenn es allgemein anerkannt ist,

daß verborgene, unbekannte Genie lassen Sie schmachten. Doch gleichviel! Ich bitte Sie, diese Waldpartie zu kaufen. Thun Sie es mir zuliebe; ich fange an, Geschmack an Bildern zu finden, und besonders dies gefällt mir außerordentlich. Bitte kaufen Sie es!“

„Ei, mit Freuden, wenn du es zu besitzen wünschest,“ sagte der Graf. „Da, nimm es hin, ich schenke es dir.“

„Ich danke Ihnen, mein Vater,“ rief Adelbert lebhaft. Doch müssen Sie nun das Maß Ihrer Güte voll machen, und der armen Frau sogleich den Kaufpreis hinüber schicken. Gewiß bedarf sie des Geldes.“

Und Adelbert ging, ohne die Antwort seines Vaters abzuwarten, an den Klingelzug und schellte. Ein Diener kam. Der Graf händigte ihm fünfzig Louisd'or ein und befahl ihm, das Geld dem Maler Wald hinüber zu tragen.

„Und nun, mein Sohn,“ sagte er, „wie hast du die Prüfung bestanden?“

Adelbert nahm die Zeugnisse, die noch unbeachtet auf dem Tische lagen und reichte sie seinem Vater. „Lesen Sie selbst,“ bat er.

Und der Graf las und lächelte sehr freundlich. „Alles so, wie ich erwartet habe,“ sprach er, freundlich mit dem Kopf nickend und seinen Sohn auf die Schultern klopfend. „Deine Präzeptoren haben mich viel Geld gekostet und es konnte also nicht fehlen, daß du deine Kommilitonen überflügeltest. Ich wußte es vorher.“

„Und doch hat mich einer übertroffen,“ sagte Adelbert. „Was sagst du, mein Sohn!“ rief der Graf verwundert. „Doch nicht der junge Graf Welden? Oder der Baron Linden? Oder der Herr von Romstein?“

„Keiner von denen,“ erwiderte Adelbert lächelnd; „sondern ein unbekannter, armer, junger Mensch, der nichts besitzt, als nur seinen ungeheuren Fleiß und seine unermüdlige Ausdauer.“

„Was!“ rief Graf Wildström; „doch nicht ein Plebejer, ein Mensch aus der Hefe des Volks?“

„Gerade ein solcher,“ sagte ruhig Adelbert. „Ein Jüngling, dürftig und entblößt vom Gelde, aber reich, unerschöpflich reich an Geist und Charakter. Sein Name ist Wald, Georg Wald, sein Vater ein armer, aber talentvoller Maler. Dies Bild,“ er deutete auf die Waldpartie, „ist ein Werk seiner kunstvollen Hand!“

„Und dies Bild überredetest du mich zu kaufen?“ sagte in einem komischen Ausbruche des höchsten Erstaunens Graf Wildström. „Dies Bild, das der Vater deines Nebenbuhlers, deines Obstiegers gemalt hat? O, mein Sohn, ich hielt dich für hochstrebend, für ehrgeizig, und sehe nun, daß du thöricht und schwach genug bist, nicht einmal Reid gegen deinen Ueberwinder zu hegen, — und dich von einem Plebejer, einem dunkeln Menschen aus der Hefe des Volkes übertreffen zu lassen! Du, der Abkomme glorreicher Ahnen, der Zögling der berühmtesten und teuersten Lehrer der Residenz! Das geht über meinen Verstand!“

„Lieber Vater, Lehrer und hohe Abkunft machen nicht weise, wenn der Schüler nicht weise und verständig ist. Sie wissen, wie viel Zeit ich in Gesellschaften, in Vergnügungen verschwendete und verschwenden mußte auf Ihren eigenen Befehl. Die Stunden, die ich in eiteln Belustigungen verlor, benützte der junge Mann zur Bereicherung seiner Kenntnisse, zur Ausbildung seines Geistes. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn er mich überflügelte. Doch verspreche ich Ihnen, auf der Universität das Versäumte nachzuholen.“

„Aber überarbeite dich auch nicht, mein Graf Wildström ängstlich. „Vergiß nie, du deines Stammes bist, daß auf dir alle n ruhen. Denn am Ende, was nützt da

Ich war thöricht, mich zu ereifern. Laß die Plebejer doch triumphieren. Du bist ja reich; ja, mein Sohn, gewaltig reich. Kenntnisse sind für dich nur ein angenehmer, glänzender Schmuck, keine unumgängliche Nothwendigkeit, wie bei den Leuten, die ihr ärmliches Leben damit zu fristen angewiesen sind. Ueberarbeite dich nicht, hörst du?"

Adelbert lächelte. „Aber, lieber Vater,“ sagte er, „wie soll ich Kenntnisse erwerben, wenn ich nicht mit angestrengtem Fleiß arbeite? Sie wollen, daß ich mich auszeichne; es ist Ihr Stolz, Ihren Sohn als ein Muster von Gelehrsamkeit und Wissensfülle rühmen zu hören, und doch versperren Sie mir den Weg, dieses ersehnte Ziel zu erreichen. Wie soll ich, wie kann ich alle Ihre Wünsche erfüllen?“

„Das ist deine Sache,“ sagte der Graf kurz abbrechend, da er den leitenden Faden aus diesem Labyrinth nicht zu finden vermochte. „Ich bin überzeugt, daß du die rechten Wege zu meiner Zufriedenheit einschlagen wirst. Doch welches Fach der Wissenschaft willst du zu deinem besondern Studium erwählen?“

„Ich habe mich noch zu nichts entschlossen,“ erwiderte Adelbert. „Ihr Reichthum, mein Vater, überhebt mich der Nothwendigkeit, mich irgend einem Fache ausschließlich zu widmen, und ich denke, am besten ist's, zu prüfen und dann das Entsprechendste und Lohnendste zu wählen.“

„Ganz einverstanden!“ sagte der Graf. „Wann willst du zur Univerſität abgehen?“

„Morgen schon, wenn es Ihnen genehm ist,“ lautete die Antwort.

„So sei es übermorgen,“ bestimmte der Graf. „Morgen wollen wir erst ein kleines Abschiedsfest feiern und sogleich das Nötige mit der Mutter verabreden. Folge mir schnell zu ihr, mein Sohn.“

Schnell vorausschreitend begab sich der Graf durch eine lange Reihe prächtig decorirter Gemächer und theilte seiner Gemahlin die Absichten Adalberts mit. Die Gräfin drang in ihren Sohn, den Tag der Abreise weiter hinaus zu schieben; Adalbert aber beharrte auf seinem Willen, und die schwache Mutter gab nach, als sie den Entschluß des Jünglings unerschütterlich fand.

Der Tag verging in Besorgung der nötigen Geschäfte, welche das morgige Abschiedsfest und die nahe Abreise des jungen Grafen verursachte.

Am folgenden Abend schimmerten die Säle des gräflichen Palastes in glänzender Pracht. Die Noblesse der Residenz wogte in ihnen auf und ab. Adalbert mitten unter ihr. Man drückte ihm die Hand, man bedauerte, ihn auf längere Zeit verlieren zu müssen, man überhäufte ihn mit Versicherungen unwandelbarer Liebe, und Adalbert dachte: „Es ist doch kein übel Ding, wenn man reiche Eltern hat, die hübsche Gesellschaften geben können.“

Bei Tafel flogen die Champagnerpfropfe, alte, mit Spinnweben überzogene, seltsam geformte Flaschen spendeten ihre duftigen Schätze, und bei dem Klingeln der Gläser, den rauschenden Akkorden der Tafelmusik, den Glückwünschen, welche dem jungen, reichen Grafen dargebracht wurden, befand sich Adalbert ausnehmend wohl, und die Nacht flog ihm dahin, wie ein Augenblick.

Am andern Morgen, nach zärtlichem Abschiede von seinen Eltern, bestieg er mit seinem Hofmeister einen bequemen, glänzenden Reifewagen, dessen Thüren mit dem gräflichen Wappen geziert waren. Vier rasche Postpferde, von dem munter blasenden Postillon zu schnellem Laufe angetrieben, zogen an, und der Wagen donnerte rasselnd über das Straßenpflaster davon. Er fauste an einem blauen, bürstigt gekleideten jungen Mann vorüber, der demüthig seines Weges zu Fuße ging. Graf Adalbert grüßte

freundlich den Jüngling. Er hatte in ihm seinen Nebenbuhler, der bei der Prüfung den ersten Preis errungen hatte, erkannt.

Zweites Kapitel.

Georg Wald.

Um dieselbe Stunde, zu der Adelbert in das prächtige Kabinett seines Vaters trat, öffnete in dem kleinen Nachbarhause Georg Wald die Thüre zu dem ärmlichen Wohnzimmer seiner Eltern und schlich leise in die Stube, an das Bett, welches eine Seite derselben einnahm. Er beugte sich über das Lager und lauschte.

„Der Vater schläft,“ murmelte er. „Ich will warten, bis er aufwacht.“

Und leise setzte er sich an ein Fenster und blickte gedankenvoll hinaus auf die Gärten, auf die grünen Bäume, die duftigen Blüten draußen.

Georg war ein schöner Jüngling. Seine hohe Stirn, von dunkelblondem Haar beschattet, seine tiefblauen Augen, seine schlankte, hohe Gestalt verfehlten nie, einen freundlichen Eindruck zu machen. Aber trotz seiner Jugend hatte schon der zerstörende Hauch des Kummers die Röthe von seinen Wangen vertilgt, und seinen jugendlichen Zügen den Ausdruck eines schwermütigen Ernstes verliehen. Von Kindheit auf hatte er mit dem Dämon des Mangels ringen müssen. Seine Eltern waren arm. Sein Vater, ein geschickter Maler, hatte seit langen Jahren mit Krankheiten zu kämpfen gehabt und lag jetzt so schwer darnieder, daß Georg an

seinem baldigen Tode nicht zweifeln konnte. Seine Mutter, eine treffliche, fromme Frau, arbeitete Tag und Nacht, um die dringendsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, und Georg unterstützte sie, indem er die wenigen Freistunden, die sein angestrenktes Studium ihm übrig ließ, dazu anwandte, Privatunterricht zu erteilen. So hatte sich die arme Familie durchgeholfen, bis die Zeit nun da war, wo Georg die Universität beziehen sollte.

Leise ward die Thür geöffnet und Georg schreckte aus seinen Gedanken auf. Seine Mutter trat in das ärmliche Gemach. Auf den Behen schlich sie zu ihrem wackeren Sohne und legte zärtlich den Arm um seine Schultern. „Hast du die Prüfung bestanden, mein Kind?“ fragte sie flüsternd.

Ein Strahl der Freude brach aus Georgs Augen und er nickte. „Ja, meine liebe Mutter,“ antwortete er, „und der Himmel begünstigte mich. Ich habe das beste Zeugnis errungen.“

Dem Vater im Himmel dankend, hob die Mutter ihre Hände auf und legte sie segnend auf ihres Sohnes Haupt. „Du bist ein wackeres, fleißiges Kind,“ sagte sie. „Du bist mein Trost, meine Stütze im Elende! Gott segne dich!“

„Georg!“ rief eine matte, dumpf klingende Stimme.

Der Jüngling sprang auf und trat an das Bett des kranken Vaters. „Wünschst du etwas, mein Vater?“ fragte er sanft. „Hier bin ich.“ Er faßte die abgemagerte Hand des Greises und drückte sie sanft.

Mühsam drehte sich der Kranke um und betrachtete schweigend eine Weile Georgs blaßes, kummervolles Gesicht. Endlich sagte er: „Ich hörte dein Gespräch mit der Mutter. Wie ein himmlischer Balsam flößten deine Worte Trost in meine Seele, und ich fühle mich glücklich, daß dein rastloser Eifer mit dem besten Erfolge gekrönt ward.“

Ruhiger werde ich jetzt sterben, da ich weiß, daß ich deiner Mutter in dir mein Sohn, einen Stab hinterlasse, auf den sie sich stützen kann in den jetzigen Zeiten der Bedrängnis. Lies mir deine Zeugnisse vor; meine Augen sind dunkel, ich kann nicht selbst lesen.“

Georg drängte gewaltsam die Thränen zurück, die heiß und brennend in seine Augen stiegen. Mit zuckendem Munde zog er die Papiere aus der Tasche und las, anfangs mit brechender Stimme, doch bald ruhiger und gefasster die Lobspprüche, mit welchen seine Examinatoren ihn überhäuft hatten. Seine Eltern lauschten gespannt und aufmerksam, bis Georg geendet hatte und seine Papiere wieder zusammenfaltete. Die Mutter umarmte ihn nochmals, der Vater drückte ihm mit aller Anstrengung seiner gesunkenen, erschöpften Kräfte die Hand. Eine süße, freudevolle Aufregung machte sie alle ihre traurige Lage vergessen. Nur zu bald aber trat die bedrückende Gegenwart wieder in ihre Rechte ein.

„Was soll nun weiter werden?“ seufzte schmerzlich der Vater. „Wo willst du, wo kann ich die Mittel beschaffen, die schweren Kosten der Universitätsjahre zu decken?“

Georg kniff die Lippen zusammen und wagte nicht zu antworten, denn eben diese Sorge lag lastend auf seinem Herzen. Die Mutter blickte sinnend vor sich nieder auf die Erde. „Gott wird helfen,“ sagte sie. „Auf ihn baue ich, auf ihn vertraue ich. Der Herr weiß, was uns frommt, und er wird uns führen zu unserem Heile. Hörst was ich gethan habe.“

„Heute früh ging ich hinauf in das Bodenkammerchen, um für uns alle zu unserm Gott still und inbrünstig zu beten. Ich sank nieder auf meine Kniee und richtete vertrauensvoll meine Blicke nach oben. Ich betete für dich, bester Mann, ich betete für Georg. Ich flehte Gott an, über euch zu wachen und legte vertrauensvoll alle meine

Kümmernisse in seine Hand. Ich gedachte aller Sorgen, die uns niederbeugen und auch der Sorge um Georgs nächste Zukunft. Ich bat ihn, mein Herz zu erleichtern und Trost in meine Seele zu flößen. Und siehe, als ich ruhiger und gefasster aufstand, da fiel mein Blick auf dein Gemälde, lieber Mann, die Waldpartie, die schon so manches Jahr, ohne einen Käufer gefunden zu haben, an der Wand des Bodenkammerleins hing. Sie fesselte mein Auge; ich trat näher hinzu und reinigte das Bild von dem Staube, der es bedeckte. So schön wie diesmal, war es mir noch nie erschienen, und wie eine Eingebung von Gott kam mir der Gedanke, es dem reichen Grafen von Wildström hinüber zu bringen und zum Kaufe anzutragen. Ohne mich lange zu besinnen, nahm ich es vom Nagel, putzte den Rahmen recht schön und blank und hell, und schlüpfte, das Bild unter dem Mantel, schnell über die Straße. Als ich in den großen prächtigen Palast trat, ward mir wieder recht ängstlich und beklommen zu Mute, und beinahe wäre ich wieder umgekehrt, ohne den Grafen gesprochen zu haben. Aber der Gedanke an Gott, die Erinnerung an dich, Georg, gab mir neuen Mut, und entschlossen ging ich die breiten Marmorstufen in die Höhe, und pochte, wenn auch mit schüchternem Finger, an die nächste beste Thür. Sie ward von innen geöffnet, und der Herr Graf selbst stand auf der Schwelle. Sein freundlicher Gruß, sein höfliches Wesen ermutigte mich vollends, und als er mich in sein Gemach nötigte, brachte ich mein Anliegen ohne besondere Aengstlichkeit vor. Der Graf nahm mir mein Bild ab, stellte es auf einen köstlichen Mahagonitisch und betrachtete es mehrere Minuten lang sehr aufmerksam. Meine Blicke hasteten an seinen Zügen, wie wenn ich seine innersten Gedanken aus ihnen hätte erraten wollen. Er murmelte beifällig, wiegte den Kopf hin und her, und schien von dem Bilde ganz entzückt. Wer hat es

gemalt' fragte er mich. „Mein armer, kranker Mann,“ antwortete ich schüchtern, und hoffte, er würde mir einige Worte des Lobes und der Anerkennung sagen. Aber er schaute mich nur von Kopf bis zu den Füßen an und wendete sich wieder zu dem Gemälde. Ich stand wie auf Kohlen und fühlte meine Pulse jagen und mein Herz stürmisch klopfen. „Was soll das Bild kosten?“ fragte er mich. Ich weiß nicht, wo ich den Mut hernahm, eine so große Summe zu fordern, aber fast willenlos antwortete ich: „Fünzig Louisd'or.“ Der Graf, sah mich groß an, und mein Mut wurde auch so klein, ach, so klein, daß ich am ganzen Körper zitterte und bebte. Der Graf schien Mitleid mit mir zu haben, und er sagte ganz sanft: „Nun liebe Frau, das ist eine große Summe, aber ich will mir die Sache überlegen. Wollen Sie mir das Bild bis Mittag anvertrauen?“ — „Von Herzen gern!“ erwiderte ich, und empfahl mich mit einer tiefen Verneigung. Wie ich wieder nach Hause gekommen bin, weiß ich kaum. Der Kopf schwindelte mir und mein Herz vochte in lauten Schlägen. Erst auf unserem Dachkämmerchen kam ich wieder ganz zur Besinnung und beruhigte mich vollends, als ich noch einmal inbrünstig zum lieben Gott gebetet hatte. Nachher besorgte ich meine Geschäfte, nähte, strickte und setzte mich endlich ganz still an deine Seite, lieber Mann. Ich nahm mir zuerst vor, gar nichts von der ganzen Sache zu euch zu sagen, aber da es nun Mittag geworden ist, und da wir uns eben so sehr um die Zukunft kümmern, konnte ich das Geheimniß nicht mehr auf dem Herzen behalten. Gewiß, gewiß wird der Graf das Bild behalten und uns das viele Geld schicken! Meint Ihr nicht.“

Der kranke Maler schüttelte trübe lächelnd den Kopf. „Ich hoffe nichts von deinem Einfall,“ sagte er. „Grade die Waldpartie habe ich früherhin schon oft genug ausgeben, und niemals, selbst für ein paar Louisd'or einen

Käufer gefunden. Wie wird der Graf nun solch' hohen Preis zahlen! Nein, nein, Mütterchen, du gibst dich einer seltsamen Hoffnung hin."

"Aber das Bild ist doch so schön," sagte eifrig die Mutter. "Viele, viele Gemälde habe ich gesehen, die nicht halb so gut waren, und noch viel teurer bezahlt wurden!"

"Ja, liebe Frau," entgegnete mit einem Anfluge von Bitterkeit der franke Maler, "ja, wenn das Verdienst immer belohnt würde, dann dürfte ich wohl einige Hoffnungen hegen. Aber — du kennst die Welt nicht. Und doch, gewiß, das Bild ist brav — ich habe nie ein besseres gemalt. Wenn der Himmel seinen Segen gäbe, wenn er das Herz des Grafen lenkte — wie glücklich würde ich sein, wie beruhigt würde ich dem Tode ins Angesicht schauen! Aber das sind alles nur thörichte Hoffnungen!"

Und der Maler schwieg und barg sein bleiches, abgezehrt's Gesicht in den Rissen seines Schmerzenslagers. Georg wandte sich trostlos ab, um die vorquellende Thräne zu verbergen, welche hell über seine Wange rollte. Die Mutter aber, in unerschütterlichem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, blickte sanft zum Himmel auf und sagte: "Wie Gott es fügt, so ist es gut. Meine Hoffnung auf seine väterliche Hilfe wankt nicht; er wird sich unser erbarmen!"

Und kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, so klopfte es an der Thür und ein goldbordierter Livreedienner trat in das ärmliche Gemach.

"Eine Empfehlung vom gnädigen Herrn Grafen," sprach er, "und hier wäre das Geld für Herrn Wald's Bild!"

Ein Freudenschrei entrang sich dem Munde der glücklichen Mutter, und mit einem gutmütigen Triumphschaute sie Gatten und Sohn in die Augen. Diese trauten ihren

Dhren nicht und starrten ganz bestürzt, ganz überwältigt, auf die Rolle Gold, welche der Diener auf den Tisch legte und sich darauf, recht erfreut über das Glück der wackeren Leute, entfernte.

Die Mutter brach die Rolle mitten durch und die blanken Goldstücke fielen klirrend und blitzend auf den einfachen, tannenen Tisch, der sein Lebtag noch niemals solche große Menge Geld gesehen hatte. Georg trat näher und heftete seine freudvollen Blicke auf das Angesicht seines Vaters. Ein Lächeln des ungetrübtesten Glücks verklärte dessen bleichen Züge, und wie neu belebt, streckte er der Frau seine abgezehrten Hände entgegen. „Liebste, Beste!“ stammelte er, „wie selig fühle ich mich, wie so frei und ruhig atmet die Brust!“

Ueberwältigt von dem innern Sturm der Borne, die ihr Herz schwellte, sank die gute Frau an dem Bette ihres Vaters nieder und weinte. Die Augen, die so lange nur Thränen des Kummer, der bittersten Sorge gekannt hatten, sie strömten über von Thränen des reinsten Entzückens. Nun war ja alles gut. Nun konnte Georg studieren; nun konnten dem kranken Vaters so manche kleine Bequemlichkeiten verschafft werden; nun wurde er gewiß bald, recht bald wieder gesund, und die lange Nacht der Schwermut entfloß vor dem Schimmer der Freuden Sonne, die erquickend und beseligend am Himmel der gebeugten Familie aufstieg.

„Laßt uns Gott danken für seine Gnade!“ sagte die Mutter, nachdem die erste Aufregung über das glückliche Ereignis sich gelegt hatte. „Laßt uns den Vater preisen, der meine Bitte erhörte und die Hilfe schickte, als da kurzichtige, menschliche Auge nirgends mehr einen Schimmer von Hoffnung sah. Laßt uns ihm danken aus der tiefsten Tiefe unserer Herzen!“

Und der kranke Maler faltete seine Hände, Georg kniet

am Bette neben der Mutter nieder, und alle drei richteten voll inniger Dankbarkeit ihre Augen zum Himmel und sangen dem Herrn der Welten einen Lobgesang mit jauchzendem Herzen. Lautlos knieten, lautlos beteten sie. Aber der Vater im Himmel blickte in die Tiefe ihrer Brust und vernahm den Lobgesang, und sein strahlendes Weltenaug ruhte väterlich und liebevoll auf seinen Kindern, den dankbaren Geschöpfen seiner Hand.

Drittes Kapitel.

Des Malers Tod.

Drei Tage nach dem glücklichen Verkaufe des Bildes breitete schon wieder der Engel der Trübsal seine dunkeln Schwingen über die arme Malerfamilie aus. Es war in der Nacht. Das enge, ärmliche Zimmerchen ward nur matt von dem trüben Schimmer eines flackernden Lichtes erhellt. Schwer atmend lag der Vater im Bette, an dessen Seite die betrübt Gattin, der unglückliche Georg knieten. Sie weinten bitterlich, denn sie verhehlten es nicht, daß die schmerzliche Stunde einer langen Trennung gekommen sei. Die zum Licht strebende Seele des Malers rang mächtig, sich von der sterblichen Hülle des Körpers zu befreien. Die abgezehrte Hand des Kranken wurde von den heißen Thränen der trostlosen Gattin überströmt. Bald vermehrte leise ein stilles Gebet.

Plötzlich wandte er sich zu seinen Geliebten und sprach mit wunderbar kräftiger Stimme: „Weinet nicht, denn ich werde den Herrn schauen!“

Mutter und Sohn schreckten zusammen und verbargen die Thränen, die noch immer ihr Angesicht neigten. Im Zimmer ward es sehr ruhig und still. Die Knieenden lauschten angstvoll auf die Atemzüge des sterbenden Greises. Er lag da mit geschlossenen Augen, bleich, unbeweglich. Nur das leise Heben und Senken seiner Brust verriet, daß der Hauch Gottes noch in der Hülle wohnte. Wohl eine halbe Stunde lag er so. Dann schlug er die Augen auf, schaute mit einem liebevollen Blick auf Georg und sagte sanft: „Georg, verlaß deine Mutter nicht und denke daran, wie sauer du ihr geworden bist.“

Georg erhob Augen und Hände zum Himmel zu einem stillen Gebälde. Sein Vater verstand die stumme Gebärde und lächelte befriedigt. Er wendete sich zu seiner Gattin und drückte mit den letzten Kräften ihre fieberisch brennende Hand.

„Ich danke dir, Johanna,“ sagte er, während ein Strahl der reinsten Liebe aus seinen Augen brach; „ich danke dir für deine Treue, deine Sorgfalt, deine aufopfernde, unerschöpfliche Tugend. Du warst mir immer eine liebevolle Gattin, und Gott wird dich dafür belohnen. Weine nicht um mich und halte den Kummer fern von deiner Seele. Gedenke meiner in der seligen Hoffnung, daß wir uns wieder finden, um nimmer getrennt zu werden. Gott segne dich, gutes, geliebtes, treffliches Weib.“

Erschöpft von der Anstrengung schloß er die Augen wieder und betete stille. Wenige Minuten vergingen. Zum letzten Male richtete er seinen Blick nach oben und rief mit starker Stimme: „Herr, du hast gerufen, ich komme.“ Dann brach sein Auge, und er war gestorben.

Ein Schrei des Schmerzes brach aus dem Munde der Verwaisten, und krampfhast weinend sank die Mutter in die Arme des erschütterten Georg. Lange hielten sich die Trauernden umschlungen und weinten ihren Schmerz in lindernden Thränen aus. Mit sanfter Gewalt führte endlich Georg die Mutter zu ihrem Ruhelager und bat sie, eines kurzen Schlummers zu genießen. Er tröstete sie mit sanften, zärtlichen Worten, trocknete die Thränen von ihrem Angesicht und verließ sie nicht eher, als bis ein ruhiger Schlaf ihre müden Augen geschlossen hatte. Dann ging er in das Gemach zurück, setzte sich neben die leblose Hülle des seligen Vaters und hemmte nicht mehr die Flut des Schmerzes, die sein Herz zu sprengen drohte. Ueber den Vater hinweg gebeugt weinte und klagte er heise und flehte Gott an um Trost und Hilfe bei dem schweren Leid, das ihn und die Mutter betroffen hatte.

Viertes Kapitel.

Georg murrte.

Mehrere Wochen vergingen. Die sterblichen Ueberreste des Vaters waren längst der Erde übergeben worden, und der laute Schmerz der Hinterbliebenen hatte einer sanften, ergebenen Wehmut, einer stillen, gottseligen Trauer Platz gemacht. Sie konnten wieder der Zukunft gedenken und Pläne entwerfen.

Georg saß eines Morgens schwermüthig an dem Tische, stützte den gedankenvollen Kopf auf die Hand und schaute

hinaus durch die kleinen Fensterscheiben in die freie Natur. Alles regte sich, alles lebte, alles blühte. Die Vögel sangen in den Zweigen, die Schmetterlinge gaukelten von Blume zu Blume, aber Georg achtete nicht auf das rege Treiben in der Natur! er schaute nicht nach den Vögeln, den Schmetterlingen, den Käfern, den Blumen und Blüten, er dachte über sein Schicksal nach und starrte mit leerem Blick in die blaue Luft hinaus. Mancher Seufzer entrang sich schmerzlich seinen Lippen, und zuweilen schüttelte er recht traurig und wehmütig sein sorgenvolles Haupt. Die Mutter, welche leise in die Stube getreten war, weckte ihn aus seinem Nachsinnen, indem sie sanft ihre Hand auf seine Schultern legte.

„Bist du traurig, lieber Georg?“ fragte sie mit aller Theilnahme eines mütterlichen Herzens.

„Ich bin traurig und zornig zugleich, Mutter,“ erwiderte der Jüngling. „Eben dachte ich darüber nach, wie doch so wunderbar die Glücksgüter der Welt unter die Menschen verteilt sind. Elende, schwachsinrige Geschöpfe ohne Gefühl und ohne Nachdenken, bösherzige Männer, seelenlose Frauen, leichtsinrige Jünglinge schwelgen in Reichthümern, während die edelsten, hochherzigsten Menschen mit der Last der Armut, mit Entbehrungen und Demütigungen zu kämpfen haben. Blicke hin in die Paläste der Reichen! Wie selten verdient der Besitzer die Gaben Gottes, wie selten verwendet er sie zu Zwecken, die dem himmlischen Vater wohlgefällig sind! Wie fliegt er nur immer von Genuß zu Genuß, von Vergnügen zu Vergnügen! Wie oft verschwendet er in einem Augenblicke nutzlos Tausende, die vielleicht zehn Familien für ihr ganzes Leben glücklich gemacht hätten! Wie stößt er die demütig um Hilfe flehende Armut zurück, wie verlächt er das Elend, wie verspottet er die Anstrengungen und Kämpfe der vergebens nach Höherem ringenden Geister,

die in niederer Dürftigkeit geboren wurden. Sage mir, Mutter, womit hat er verdient, so hoch über der Masse der Menschheit zu stehen? Hat ihm Gott die Glücksgüter gegeben, nur um seine Begierden zu befriedigen, oder gab er sie ihm, Segen zu spenden, denen, die ihrer mangeln?

„Und nun schaue umher in den Hütten der Armut. Siehe ihr Elend, ihre vergeblichen, verzweifelten Bemühungen, sich aus einer jammervollen, beklagenswerten Lage empor zu ringen. Sieh, wie das Genie verkümmert, wie das Talent verhungert, wie die edelsten, die erhabensten Geister untergehen, nur weil es ihnen am toten, elenden Metalle mangelt, das der Mensch zum Verderben der Menschheit aus den Tiefen der Erde wühlt. Warum verleiht der Himmel seine Wohlthaten nicht dem, der ihrer würdig ist, warum nur immer solchen, welche sie nicht zu schätzen, nicht anzuwenden wissen? Sage mir das, Mutter.“

Die arme Mutter starrte verwunderungsvoll ihren Sohn an, und eine leise Trauer verdüsterte ihre Stirne.

„Du lästerst Gott, Georg,“ sagte sie, indem sie seine Hand ergriff und heftig drückte. „Wie betrübst du mich durch deine Worte! Sprich, wie kommt in dein Herz die ätzende Bitterkeit, die sich in so heftigen, so thörichten Betrachtungen Luft macht. Dir ist etwas Schmerzliches begegnet! Ich kenne dich nicht mehr! du, sonst so sanft, so mild im Urtheile, so ergeben in Gottes weise Fügungen, du, Georg, schmähest deine Nebenmenschen und murrst wider Gottes unergründliche Weisheit? O, mein lieber Sohn, bekenne dein Unrecht, bereue es, und bitte Gott, daß er dir dein Zweifel an seiner Güte und Gerechtigkeit vergeben möge!“

Georg wandte sein Gesicht ab und starrte traurig vor nieder. Die Mutter bemerkte nur zu wohl, daß ihn eine schwere Sorge bedrücken müsse, und ruhte nicht,

bis er ihr sein ganzes Herz eröffnete. Mit zärtlicher Teilnahme lauschte sie seinen Worten.

„Mutter,“ sagte der Jüngling, „du weißt, welche geringe Summe uns von unserem Gelde geblieben ist, nachdem wir alle Rechnungen und Kosten bezahlt haben, die des Vaters lange Krankheit und sein Tod verursachten. Sie reicht nicht hin, nicht zur Hälfte hin, die Kosten meiner Studienjahre zu decken, und jetzt, wo ich an der Schwelle der Wissenschaft stehe, nachdem ich lange Jahre hindurch mühsam darnach gerungen und gekämpft, wird mir aus Mangel, aus Armut die Bahn verschlossen, und all mein Mühen ist vergeblich gewesen. Ich ging hin zum Minister, ich legte ihm meine Zeugnisse vor, ich setzte ihm meine bedrückte und kummervolle Lage auseinander, ich bat ihn um eine geringe Unterstützung, um ein Stipendium, um meine Studien fortsetzen zu können, und erreichte nichts, als eine kalte Abweisung, eine abschlägige Antwort. Die Stipendien seien schon alle vergeben, hieß es. Wenn ich nicht aus eigenen Mitteln studieren könne, so möge ich lieber ein Handwerk oder sonst ein Geschäft erlernen. Der Studierenden gebe es ohnehin mehr als zuviel, und der Staat werde am Ende gar nicht mehr für alle Kandidaten sorgen können. Umsonst verwies ich auf meine trefflichen Zeugnisse, die sonst wohl Ansprüche auf Unterstützung begründen können. — Man sah sie kaum an, und ohne Trost, ohne Hoffnung mußte ich nach Hause gehen. Wundere dich deshalb nicht, liebe Mutter, wenn ich einen vergleichenden Blick auf die Behaglichkeit des Reichthums, auf das Elend der Armut werfe, und wenn aus solcher Vergleichung die herbste Bitterkeit in meine Seele strömt. Was soll ich nun beginnen? Was thun? Was treiben? Immer und immer lege ich mir diese Frage vor, und vergebens sinne und denke ich nach, sie zu beantworten.“

„Befiehl du deine Wege und was dein Herz kränkt der treuen Vaterpflege des, der den Erdkreis lenkt,“ erwiderte sanft die Mutter auf die trostlose Erzählung ihres betrübten Sohnes. „Gott wird helfen, wenn das schwache Menschenherz keine Hilfe, keinen Ausweg mehr sieht. Wenn es sein Wille ist, so wird er deine Wünsche erfüllen; wo nicht, so klage nicht, und übergib dich vertrauend seiner gnädigen Führung. Ein braver, rechtlicher Handwerksmann gilt in Gottes Augen soviel als der gelehrteste Weise, und du wirst um kein Haar schlechter sein, wenn du anstatt der Feder den Hobel oder den Hammer führst. Sei ruhig, lieber Georg, und gönne mir ein paar Tage Zeit zum nachdenken. Vielleicht finde ich Mittel und Wege, deine Wünsche trotz aller Hindernisse zu erfüllen, und finde ich sie nicht, so werde ich wenigstens alle meine Liebe zu dir aufbieten, um dich mit deinem Lose zu versöhnen.“

Sie sprach noch viel und lange und wußte bald die finster gefaltete Stirn ihres Sohnes zu glätten, seine Seele zu erheitern. Freundlich stand er auf, reichte seiner Mutter die Hand und sagte gerührt: „Wen Gott lieb hat, dem gibt er eine zärtliche, verständige, fromme Mutter. Nie will ich wieder gegen ihn murren!“

Er griff nach Stock und Hut und ging hinaus in das Freie, um vollends die Stürme seiner Seele zu bewältigen. Im Schatten eines Waldes ging er entlang und dachte nach über Reichtum und Armut. Er vergaß darüber die trüben Gedanken, die seine Seele bedrückten und tauschte bald mit Vergnügen den Tönen der schlagenden Nachtigall, der flötenden Amsel; er freute sich der leicht beschwingten Schmetterlinge, die gleich Edelsteinen in der Luft flatterten, der hüchternen Rehe, die über seinen Weg liefen, des stillen Hirschges, der aus dem Gebüsch nach dem einsamen Wanderer ausschaute. Der Himmel war so blau über ihm, die Sonne glänzte so golden und warf so herr-

liche Streiflichter durch das grüne Geblätter der hochstämmigen Bäume, die Luft wehte so würzig; — Georg fühlte sich wunderbar beruhigt, und nimmer noch hatte die Größe und Heiligkeit Gottes so lebhaft seine Seele erfüllt, als eben jetzt, wo die unendliche Schönheit der Natur lind und heilend seine Seele umwehte. Alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen, und vertrauensvoll schaute er wieder in die verhüllte Zukunft. Erst als der Abend herannahte, und die Sonne schräge Strahlen durch die Aeste und Zweige der Bäume warf, als die Schatten zu riesenhafter Länge anwuchsen, erst da lenkte Georg seine Schritte dem stillen, heimatlichen Stübchen wieder zu.

Fünftes Kapitel.

Hilfe in der Not.

Es war schon völlig dunkel, als Georg wieder zu Hause anlangte, und da er kein Licht in der Stube fand, rief er mit frischer, fröhlicher Stimme nach der Mutter.

Frau Wald trat aus der Fensternische, in der sie verborgen saß, heran, und schloß ihren Sohn in die Arme.

„Ich freue mich, Georg, daß du endlich wieder heimgekommen bist,“ sagte sie. „Ich habe eine gute Nachricht für dich.“

„Und ich eine für dich, Mutter,“ rief Georg.

„Nun, das ist ja herrlich,“ sagte die Mutter. „Wir wollen sie uns gleich mitteilen, sobald ich die Lampe angezündet habe.“

Sie schlug Feuer, setzte die Lampe in Stand, stellte sie auf den Tisch und nahm mit Georg an demselben Platz.

„So,“ sagte sie. „Nun können wir ungestört plaudern; erzähle.“

„Nun Mütterchen,“ begann Georg, „ich habe auf meinem Spaziergange darüber nachgedacht, wie ich trotz aller Hindernisse meinen Zweck erreichen und die Universität beziehen kann, ohne dir dabei zur Last zu fallen. Ich werde zu Fuß hinpilgern, werde ein Dachstübchen zur Wohnung mieten und die Kosten meines Aufenthalts durch Unterrichten bestreiten. Hundert Thaler haben wir noch. Achtzig behältst du, zwanzig nehme ich mit. Die reichen aus, bis ich meine Einrichtung getroffen habe. Muß ich mich auch, wenn es nicht anders sein kann, kümmerlich behelfen, das soll mich weiter nicht anfechten. Wenn ich mein Stück Brot und mein Glas Wasser verzehre, so würze ich die magere Kost mit geistiger Speise, und versenke mich während der Mahlzeiten in die Schönheiten des alten Dichtervaters Homer. Darüber vergesse ich alle Entbehrungen und kann mir gar wohl einbilden, Nektar und Ambrosia zu verzehren. Jedenfalls ist mein Entschluß gefaßt, und ich werde ihn ausführen; du sollst sehen, es geht besser als du denkst. Mein einziger Kummer wird die Sorge um dich sein.“

„O, um mich sei nicht bange, lieber Sohn,“ erwiderte Frau Wald gerührt. „Solange mir Gott die Gesundheit erhält, wird es mir am Nötigsten nicht fehlen. Ich kann stricken und nähen, und es hat mir noch niemals an Arbeit gefehlt. Aber nun höre zu; meine Neuigkeiten sind doch besser, als die deinigen, und du wirst dich dann so sehr darüber freuen, als ich.“

„Du warst kaum fortgegangen, da klingelte die Thür, und ein großer, starker Herr, mit einem bunten Ordensbande im Knopfloch, trat in die Stube. Ich erkannte ihn sogleich. Er war der Geheimrat Wedel, für dessen Frau

und Tochter ich schon Manches gearbeitet habe. Du kannst dir denken, daß ich mich nicht wenig über den vornehmen Besuch wunderte, und recht neugierig wurde. Der Geheimerrat grüßte mich, schaute ein wenig verlegen umher und fragte endlich, ob hier der Maler wohne. Seine Frage trieb mir die Thränen in die Augen, und es blieb mir kaum Fassung genug, ihm den Tod des Vaters zu erzählen. Der würdige Mann hörte mir recht aufmerksam und teilnehmend zu und gab sich gar keine Mühe, seine sichtliche Kühlung zu verbergen. Ich faßte ein rechtes Herz zu ihm. Als ich ihm alles mitgeteilt hatte, schüttelte er langsam den Kopf und blieb eine Weile nachsinnend und stille. Er schien mich ganz vergessen zu haben und murmelte halblaut: „Gott, wie sind deine Tugungen doch so wunderbar! Eben jetzt, wo ein glücklicher Stern über seinem Haupte aufgeht, stirbt der arme Mann, und seine errungenen Lorbeeren verwandeln sich in Cypressen.“ Und sich wieder zu mir wendend, teilte er mir mit, daß des Vaters Bild, die Waldpartie, großen Beifall errungen, daß sogar der König davon gehört, und nachdem er die Landschaft gesehen, ihn abgeschickt habe, um dem Vater einige bedeutende Aufträge zu erteilen. „Ich komme zu spät,“ fügte er hinzu, „dem wackern Künstler eine Freude zu bereiten, aber vielleicht kann ich Ihnen in irgend etwas anderem dienlich sein.“ Er sagte diese Worte so verbindlich und freundlich, daß ich ihm ohne Bedenken die Sorge um dich mitteilte. Ich zeigte ihm deine Zeugnisse, erzählte ihm von deinem vergeblichen Gang zum Minister, und bat ihn, sich deiner ein wenig anzunehmen. Ach Georg, ich wollte, du hättest es sehen können, wie beifällig der Geheimerrat nickte, als er deine Zeugnisse gelesen hatte! — „Hier soll und muß etwas geschehen,“ sagte er. „Seien Sie ganz ruhig und verlassen Sie sich auf mich. Heute noch sollen Sie Nachricht erhalten.“ Er wies meine Dankfugungen zurück, steckte deine

Zeugnisse bei, und verließ mich. Vor einer halben Stunde kam ein Diener, übergab mir ein kleines Packet und — doch ließ selbst.“

Frau Wald legte einige Papiere auf den Tisch, und Georg, sie schnell durchfliegend, las mit Entzücken, daß ihm ein Stipendium von jährlich fünfzig Thalern zugewiesen sei. Voller Freude sprang er auf, und fiel der Mutter um den Hals.

„Ja, mit solcher Hilfe läßt sich etwas anfangen!“ rief er. „Nun ist alle Not zu Ende, und ich kann leben wie ein Fürst! Mutter, ich glaube, Gottes Segen ruht sichtbarlich auf deinem Haupte. Immer, wenn die Noth am höchsten ist, gibt der Himmel dir Mittel, sie abzuwenden!“

„Bleibe fromm und fleißig und rechtschaffen, Georg,“ erwiderte Frau Wald, „dann wird Gottes Hilfe dir immer nahe sein.“

Bis in die Nacht hinein plauderten Mutter und Sohn und freuten sich der unerwartet gespendeten Hilfe.

Sechstes Kapitel.

Pastor Friedrich.

Der Morgen dämmerte eben auf, da wandelte rüstigen Schrittes ein junger Mann aus den Thoren der Residenz und schlug den Weg nach der zehn Meilen entfernten Universitätsstadt ein. Ein frischer Wind wehte ihm entgegen und rötete seine von Nachtwachen und angestrengtem Studiren gebleichten Wangen. Seine Wimpern waren

noch feucht von vergossenen Thränen, die dem Abschiede von der geliebten Mutter galten. Wir haben den Jüngling erkannt; es war Georg Wald.

Sein leichtes Ränzchen auf dem Rücken, einen derben Eichenstock in der Hand, eilte er seinem Bestimmungsorte zu. Auf einem Hügel, der ihm zum letzten Mal den vollen Anblick seiner Vaterstadt bot, blieb er stehen und bestete seine Augen auf die majestätisch vor ihm ausgebreiteten Häusermassen.

„Leb' wohl, Mutter!“ flüsterte er leise. „Bald werden wir uns wiedersehen!“

Einen Blick noch warf er über die in der Morgenglut schimmernde Stadt, dann wandte er sich rasch und eilte vorwärts, eine Thräne im Auge zerdrückend. Die aufsteigende Sonne, der muntere Gesang der Lerche, die herrlichen Landschaften, die wechselnd sich vor ihm ausbreiteten, erheiterten bald sein Gemüt. Frei schweifte sein Blick umher, und anmutige Bilder der verhüllten Zukunft beschäftigten seinen Geist. Als der Abend herannahte, hatte er beinahe schon sieben Meilen zurückgelegt, und schritt einem Dörschen zu, dessen rote Dächer friedlich und einladend aus Gärten und Gebüschen hervorschimmerten.

„Dort will ich übernachten,“ murmelte er, lächelnd und wohlgefällig das Dörschen betrachtend. „Dort will ich übernachten. Vielleicht findet sich eine mitleidige Seele, die mich um Gottes und des lieben Heilandes willen aufnimmt, sättigt und beherbergt: solche christliche Liebe würde mir ganz ausnehmend wohlthun.“

Und mit hastigeren Schritten eilte er vorwärts. Ein plötzlich vorspringendes Gehölz nahm ihn in seinen Schranken auf. Des Waldes Frische und Kühle, das leise Rauschen der Bäume, das Zwitschern der kleinen Vögel, die munter von Zweig zu Zweig hüpfen, selbst die einzelnen Sonnen-

strahlen, die funkelnd über seinen Weg blitzten, versenkten ihn in ein behagliches Sinnen und Träumen. Und als er so dahinschritt, achtete er nicht des Weges und der vielen schmalen Fußpfade, die nach allen Richtungen das Gehölz durchkreuzten, und, ehe er sich's versah, war er vom rechten Wege nach dem Dorfe abgekommen und entfernte sich seitwärts mehr und mehr von selbigem, anstatt sich ihm allmählich mehr und mehr zu nähern. Ein tief herabhängender Baumast, der ihm das leichte Mützchen vom Kopfe streifte, erweckte ihn aus seinen Träumereien und er schaute auf.

„Ei, wohin bin ich geraten!“ rief er ein wenig ärgerlich über sich selbst. „Ich glaube gar, von meinem Dörfchen ist keine Spur mehr zu sehen.“

Er blickte umher und erkletterte einen Baum; nichts begegnete seinem Auge, als eine endlose, grüne Laubdecke und hie und da der vereinzelte Wipfel eines uralten Waldgreises, dessen Krone seine jüngeren Genossen hoch überragte.

Kopfschüttelnd stieg Georg vom Baume wieder herab, und sagte halblaut: „Es wird mir weiter nichts übrig bleiben, als meine Nachtruhe auf dem weichen Waldmoose unter den flüsternden Zweigen einer alten Eiche oder Buche zu halten. Müde bin ich, den Weg hab ich einmal verloren, die Sonne ist schon hinter dem Horizont hinabgestiegen, binnen einer halben Stunde wird die Nacht da sein — ich will mir ein behagliches Pätzchen suchen.“

Und ohne Bözern ließ er seine Augen umherschweifen und entdeckte bald eine riesige Platane, deren weit ausstehende, dicht belaubte Aeste ein schützendes Dach bildeten. Näherete sich ihr, fand in ihrem Schatten schwellegendes, kurzes, dichtes, weiches Gras, und warf sich ohne Zögern am Stamme nieder. Sein Mützchen diente ihm

zum Kopfsissen, und eine Decke bedurfte er nicht in der lauen, weichen Luft, die würzig und warm das Geblätter leise durchrauschte.

„Jakobs Kopfsissen, als er von der Himmelsleiter träumte, war noch härter, als das meinige,“ sagte er mit halbblauter Stimme. „Konnte der Erzvater auf einem Feldsteine schlafen, so werde ich's auch können auf einem Känzchen, wenn mir auch der liebe Gott nicht so beseligende Träume sendet, als seinem frommen Lieblinge.“

Und noch immer auf den Vogelsang lauschend und in seine alten Träumereien zurück versinkend, hatte er bald das Dörfchen und seine Verirrung vergessen.

Rasche Schritte weckten ihn nochmals aus seinem Sinnen. Er richtete sich in die Höhe, schaute umher, und erblickte in der Dämmerung, die nun immer düsterer und schattenhafter den Wald einhüllte, ein schwarz gekleideten Mann, der sich geradewegs seinem Ruheplatz näherte. Er sprang auf und erwartete den Fremden. Dieser bemerkte ihn, blieb bei ihm stehen und schaute ihn lächelnd an.

„Sie wollen die Nacht im Freien zubringen?“ fragte er Georg.

„Ich wollte nicht eigentlich,“ erwiderte Georg lächelnd, wie sein neuer Freund, „aber ich muß. Das Schicksal hat meine Schritte in die Wüste gelenkt, und vergebens habe ich geschaut und himmelanstrebende Bäume erspähen, um einen Ausweg zu finden aus dieses Waldes düstern Gründen.“

„Und was war eigentlich das Ziel Ihrer Reise?“ fragte der Fremde.

„Zunächst ein freundlich ausschauendes Dörflein, das sich recht lieblich und anmutig zwischen Obstbäumen und Gärten versteckte. Dort wollte ich übernachten, und morgen früh meinen Stab weiter setzen, um die Universitätsstadt

S. zu erreichen; denn diese ist das letzte Ziel meiner Wanderung.“

„So sind Sie Student?“ fragte der Fremde.

„Noch nicht,“ lautete die Antwort, „aber auf dem Wege, es zu werden.“

„Nun denn, so gehen Sie mit mir,“ bat der Fremde.

„Ich bin der Seelsorger des Dörschens, das Ihnen so anmutig erscheint, und werde mich freuen, wenn Sie eine Nacht im Schutze meiner Laren ruhen wollen. Kommen Sie! Kaum eine halbe Stunde sind wir noch vom Dorfe entfernt und der Weg dahin ist für den Kundigen nicht beschwerlich.“

Georg nahm ohne Umstände die so freundlich ausgesprochene Einladung an. Er warf sein Ränzchen wieder auf den Rücken, nahm den derben Eichenstock zur Hand und folgte rüstigen Schrittes seinem freundlichen Wirte, der, ohne einen betretenen Pfad einzuschlagen, geradewegs quer durch den Wald schritt.

Völlige Dunkelheit hatte sich über die Erde gesenkt, als die Wanderer, aus dem Gebüsch hervortretend, einen breiten Rasenweg verfolgten, der schnurgerade auf das Dorf zuführte. Die Lichter schimmerten von dort herüber, und man vernahm schon in der Stille der Nacht das Wellen der wachsamten Hunde, welche die nahenden Männer gewittert hatten.

„Noch eine kurze Anstrengung, lieber Freund, und mein Haus wird erreicht sein,“ sagte der Pastor Friedreich, indem er sich näher an Georg anschloß, und ihm seinen Arm zur Stütze bot.

In demselben Augenblicke stieß Georgs Fuß auf einen klirrenden Gegenstand, der im Wege lag, und der Pastor rief: „Halt! es muß Ihnen irgend etwas entfallen sein!“

Georg bückte sich und hob einen schweren Beutel von der Erde auf, der mit Goldstücken angefüllt zu sein schien.

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch seine Sinne: „Wie, wenn du deinen Begleiter in dem Glauben liehest, der Beutel, den du gefunden hast, sei dein? — dir und der Mutter wäre für immer geholfen.“ Aber in selbigem Augenblicke warf er diesen Gedanken weit von sich, steckte den Beutel ruhig in sein Känzchen und folgte dem rüstig wieder voranschreitenden Pastor wohlgenut nach.

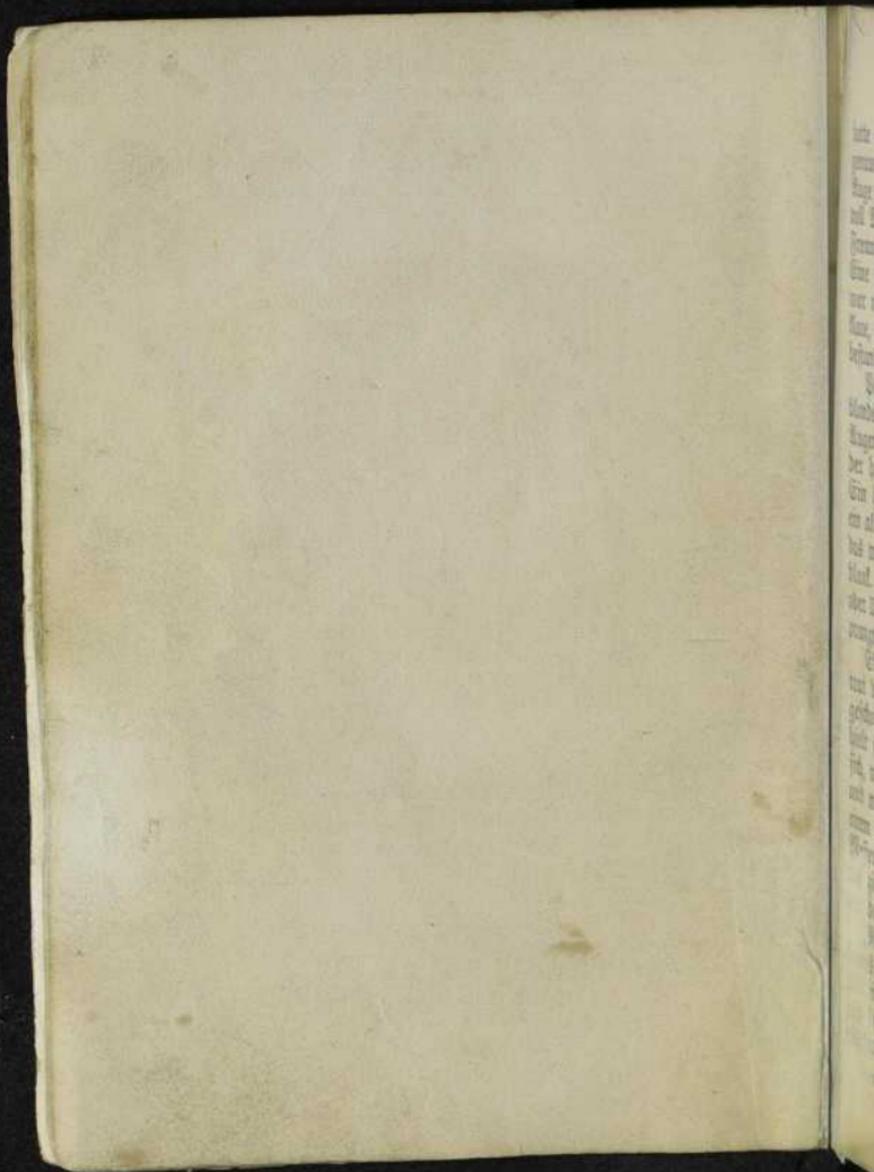
Bald kamen sie an dessen Wohnung an, und auf ein leises Klopfen ward ihnen von innen die Thür aufgethan. Eine ältere Haushälterin empfing sie und schien sehr erfreut, ihren Herrn und Gebieter wieder zu sehen.

„Ei, das ist ja man gut, Herr Pastor, daß Sie wieder da sind!“ sagte sie in ihrer gemeinen, aber treuherzigen Sprache. „Schon zwei Stunden habe ich auf Sie gelauert, und beinahe wäre mir der ganze Gänsebraten verdorben. Das kommt davon, wenn Sie so lange in den Wäldern umherlaufen und solch' nichtsnutz's Zeug fangen, wie Käfer und Buttervögel und anderes solches Gewürme. Na, gehen Sie man in Ihre Stube! Ich komme gleich nach, die Lampe anzuzünden, aber erst muß ich noch einmal nach der Gans sehen.“

Und ohne alle Umstände ließ sie den Herrn Pastor und seinen Gast stehen, um sich nach der Küche zu begeben. Pastor Friedrich aber sagte mit milder Stimme zu Georg: „Da haben Sie eine kleine häusliche Szene erlebt, von der ich Sie bitte, nichts Uebles zu denken. Meine alte Christine ist rauh in Worten, aber mild und liebevoll in Werken; sie ist fertig zum Schelten allezeit aber auch unerschütterlich in Treue allezeit. Ein alter Stamm, der seit langen Jahren Wurzel geschlagen hat in diesem Hause.“

Bei diesen Worten führte Pastor Friedrich den Gast in sein stilles, kleines Studierzimmer, bat ihn Platz zu nehmen, und zündete eine Lampe an. Bei ihrem Lichte





hatte Georg Gelegenheit, seinen neu erworbenen Freund genauer zu betrachten, und mit Ueberraschung hastete sein Auge auf dem Antlitz des Geistlichen. Ein Gesicht, so voll Milde und Herzlichkeit, so voll erhabener Ruhe und Freundlichkeit hatte er noch selten oder niemals gesehen. Eine feine Blässe lag auf den anmutigen Zügen; aber es war nicht die gelbliche Blässe der Krankheit, sondern jene klare, durchsichtige Weisse, welche von harten, aber sieghaft bestandenen Seelenkämpfen Kunde gibt.

Pastor Friedreich war ein alter Mann. Sein ehemals blondes Haar glänzte jetzt silbern, aber seine hellbraunen Augen funkelten noch klar und hell und jugendlich unter der hohen Stirn hervor. Sein Gemach zeigte sich einfach. Ein hartes Sofa, ein paar ungepolsterte Stühle, ein Tisch, ein alter Schreibsekretär, einige Kupferstiche an den Wänden, das war das ganze Gerät. Alles aber war sauber und blank. Nirgends zeigte sich ein Stäubchen, nirgends Schmutz oder Unsauberkeit. Selbst die tannenen Dielen des Zimmers prangten in reinstem Schmucke.

Ehe noch Georg seine Beobachtungen beendet hatte, trat die alte Christine in das Zimmer und hätte fast wieder gescholten, als sie die Lampe schon angezündet fand. Doch hielt sie, wahrscheinlich um des fremden Gastes willen, an sich, warf ihrem Herrn nur einen vorwurfsvollen Blick zu, und machte sich eilends an das Geschäft, den Tisch mit einem saubern Tuch zu bedecken, und Teller, Servietten, Messer und Gabeln darauf zu stellen. Alles ging ihr flink und ziellich von der Hand, und in wenigen Augenblicken war das Geschäft vollendet.

„Nun kommt die Hauptsache!“ sagte sie, und ging voraus, um den „fürtrefflichen“ Gänsebraten herein zu bringen. Mit einem stolzen Blicke setzte sie ihn mitten auf den Tisch, und lud die Herren ein, zuzugreifen. Sie selber wollte sich nicht wieder entfernen.

„Halt, Christine!“ rief der Pastor ihr nach. „Wir speisen tagtäglich zusammen und wollen keine Ausnahme machen, da uns der Himmel heute einen willkommenen Gast zugeführt hat. Setze dich an deinen gewohnten Platz.“

Die alte Christine weigerte sich. Als jedoch Georg seine Bitte mit dem Zureden des Pastors vereinigte, gab sie endlich mit einem fröhlichen Lächeln nach, und machte sich ohne weitere Umstände darüber her, das gebratene Gänselein mit kunstfertiger Hand zu zerlegen. Georg bekam sein reichlich Theil, und es mundete ihm köstlich. Hatte er doch den ganzen vergangenen Tag von nichts, als einem Stückchen trockenen Brotes und frischem Wasser gelebt. Die alte Christine freute sich sehr, daß es dem jungen Herrn so wohl schmeckte.

„Nun,“ sagte sie, „eine gebratene Gans ist ein gut Ding, darüber man sich wohl freuen mag; und wenn man sich die ganze Woche mit magerer Kost beholfen hat, behagt ein Lekerbißchen am Sonntag Abend um so besser. Glauben Sie nur nicht, junger Herr, daß es Jahr aus, Jahr ein so hoch bei uns hergeht. Gott behüt's! Da möchte der Mensch wohl übermütig werden und des Gebers aller Dinge vergessen. Gelt, Herr Pastor, es ist selten, daß es uns so gut wird, wie heute? Unser Dörschen ist klein, unsere Einnahme ist klein, der Sporteln gib't nicht viel, und so muß man sich behelfen. Aber vergnügt sind wir doch immer! Ein gut Gewissen läßt die traurigen Gedanken nicht aufkommen, das können Sie der alten Christine glauben, liebes junges Herrchen.“

Georg schaute seinen Nachbar, den Pastor, an. Dieser lächelte über den Eifer der alten treuen Magd, ließ sich aber durch ihr Geplauderweiter nicht stören. Christine schwatzte weiter.

„Im Grunde ist's doch recht freundlich vom Martin sagte sie, „daß er die Dankbarkeit nicht vergessen hat. ¶

Sie ihn in seiner Krankheit durch Gottes Wort aufrichteten und trösteten, Herr Pastor, da sagte er mir, er wolle es Ihnen nicht vergessen, wenn er wieder gesund werden würde. Ich dachte aber: na, das ist so das gewöhnliche Geschwäg von den Leuten! Wenn's ihnen schlecht geht, so fassen sie gute Vorsätze, geht's ihnen wieder gut, so sind die guten Vorsätze vergessen! Aber ich that dem alten Martin unrecht. Kaum konnte er wieder ein bißchen ins Freie hinaus und arbeiten, da sammelte er und sparte und ruhete nicht, bis er ein Gänßchen kaufen konnte. Das hat er nun fleißig gefüttert, hat ihm die besten Bissen gegeben, und hat es zuletzt dem Herrn Pastor gebracht, als es so recht spickesett geworden war. Da steht's! Na, der Herr Pastor haben's ihm aber auch reichlich vergolten. Ich hab' es recht gut gesehen, wie Sie ihm den blanken Thaler . . ."

"Christine!" sagte der Pastor sanft aber vorwurfsvoll.

Die alte Magd fuhr zusammen und schlug sich scherzhaft auf den Mund. "Na, die Zunge ist mir einmal wieder mit dem Herzen davon gelaufen," sagte sie. "Aber ich will schweigen! Schweigen will ich! Einmal, und wär' es erst am Tage des Gerichts, wird's doch offenbar werden, was der Herr Pastor so ängstlich verheimlichen, als wie die größte Sünde. Die Zeit wird kommen, nur Geduld! nur Geduld!"

Und sie schwieg, während Pastor Friedreich sich mit seinem jungen Gaste unterhielt, bis die alte Wanduhr auf dem Hausflur die zehnte Stunde verkündigte. Da stand er auf, klopfte seine Pfeife aus und befahl der alten Magd, den jungen Gast in sein Schlafkammerchen zu führen.

In diesem Augenblicke klopfte jemand draußen an die Hausthür. Die alte Christine horchte auf und sagte: "Da wird wieder ein Kranker schicken und himmlischen Trost verlangen. Ich will nur gleich hören, wie und wo."

Und eilig huschte sie zur Stube hinaus. Georg hörte sie draußen sprechen, während Pastor Friedreich sich zum vermutlichen Gange vorbereitete. Die alte Christine kehrte zurück.

„Es ist, wie ich dachte,“ sagte sie. „Der Ackermann Wilhelm schickt und läßt den Herrn Pastor um Gotteswillen bitten, zu ihm zu kommen, seine Tochter läge im Sterben.“

Der wackere Gottesmann säumte nicht, dem Rufe zu folgen. Mit Hilfe Christinens legte er schnell sein geistliches Ornat an, nahm die Bibel, das Buch aller Bücher, zur Hand und bat beim Abschiede Georg, sich nicht stören zu lassen, und nach dem langen, ermüdenden Tagemarsche die Ruhe der Nacht zu genießen.

„Es kann spät werden, ehe ich wieder heimkomme,“ sagte er. „Warten Sie deshalb nicht auf mich.“

Treuherzig schüttelte er seinem Gaste die Hand und schritt schnell davon. Georg blieb nachsinnend zurück. Alle Lust zum Schlafen war ihm vergangen.

„Nun, junger Herr,“ sagte die alte Christine, „wie ist's, wollen Sie dem Rufe des Herrn Pastors nicht folgen? Kommen Sie, Ihr Bett ist wohl geschüttelt und gerüttelt, und müde werden Sie auch sein.“

Georg schüttelte den Kopf. „Ich bin noch nicht schläfrig,“ erwiderte er, „und, wenn Sie auf den Herrn Pastor warten, so lassen Sie uns noch ein Stückchen plaudern.“

Die Alte schien mit diesem Vorschlage äußerst zufrieden, und setzte die Lampe, welche sie schon ergriffen hatte, um dem jungen Gaste in die Kammer zu leuchten, wieder nieder. Sie nahm am Tische Platz und wußte das Gespräch gar bald auf ihren Herrn zu bringen, dem sie mit wahrhaft rührender Treue und Zuneigung anhing.

„Das können Sie glauben, lieber Herr,“ sagt sie zu Georg, der aufmerksam ihren Worten lauschte, „das können Sie glauben, solchen Herrn, wie den meinigen, finden Sie weit und breit nicht mehr. Der ist ein wahrhaftiges Gotteskind. Meinen Sie, daß ich jemals ein böses Wort aus seinem Munde hörte? Gott behüte und bewahre! Immer sanftmütig, immer geduldig, immer nachsichtig ist er mit der alten Christine. Und so wie gegen mich ist er gegen alle Menschen im Dorfe. Sehen Sie, lieber Herr, als er hierher kam, das sind nun wohl schon an die dreißig Jahre her, da war das Dorf, das jetzt so freundlich und sauber ist, ein schmutziges, elendes, verfallenes Nest, und die Bauern waren faul, gottlos und frech. Es war kein gutes Haar an ihnen. Da hätten Sie nun sehen sollen, wie sich der Herr Pastor der verwahrlosten Gemeinde annahm. Er ging von Haus zu Haus, gab den Leuten, die ihn manchmal freche Reden hören ließen, gute Worte und guten Rat, half, wo er konnte, tröstete, wo die Hilfe nicht ausreichte, säuberte erst die Herzen der Menschen, und dann auch das Dörschen von allem Unrat. Im ersten Jahre und im zweiten, da hatte er keinen Dank davon und predigte tauben Ohren. Aber mit der Zeit, da ging's besser, und als die Leute erst erkannten, daß es der Herr Pastor nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Thaten halte, daß er sich's am eigenen Leibe abknappste, um dem Schwachen und Kranken zu helfen, da schlugen sie in sich und fingen an, ihn zu lieben. Und wo erst die Liebe ist, da findet sich Vertrauen und Gehorsam und alles Uebrige wie von selber. Der Herr, als er merkte, daß er Boden gewonnen hatte in den Herzen der verstockten Menschen, arbeitete mit immer neuer Lust und Liebe an der Besserung seiner Weichtkinder fort. Unermülich sorgte und dachte und mühte er sich um sie, lehrte sie den lieben Gott und seinen einigen Sohn Jesus Christus recht erkennen, und machte ihnen die Sünde

und das Laster verhaßt, wie den Tod. Da ging denn alles gut, und nach Jahr und Tag kannte man das Dorf und die Leute nicht wieder. Und meinen Sie wohl, junger Herr, der wackere Mann hätte um irdischen Lohn gearbeitet? Gott behüte! Seine Pfarre bringt ihm Jahr aus, Jahr ein noch keine hundert Thaler ein, und die teilt er noch mit den armen Leuten, mit den Hilfsbedürftigen und Kranken, die auf ihrem Schmerzenslager liegen und nicht arbeiten können. Wie manches Mal hat er den letzten Pfennig hingegeben und hat nicht gewußt, von was er selber den andern Tag leben sollte. Wenn ich dann kam und sagte: Herr Pastor, Sie treiben's zu weit! das Hemd ist näher als der Rock; man muß wohlthun, aber sich nicht selber vergessen! — da schaute er mich mit seinen großen, braunen Augen immer ganz still und ruhig an, und ich schämte mich und heulte wohl den ganzen lieben Tag, ich altes, dummes Weib, weil ich einen so lieben, guten, braven Herrn hatte. Na, es hat uns denn auch noch niemals an der Leibesnotdurst gefehlt, und wenn wir nichts Besseres hatten, so aßen wir unsere Kartoffeln mit Salz und waren seelenvergnügt dabei! Glauben Sie mir, junges Herrchen, die Armut ist so schlimm nicht, wenn man nur ein gut und gesund Gewissen in der Brust hat und redlich seine Pflicht thut. Ich möchte gar nicht reich sein, denn ich glaube, ich könnte mich mein Lebtag nicht hinein schicken. Gelegenheit macht Diebe, sagt das Sprichwort, und wenn man viel Geld und Gut hat, gibt es alle Augenblicke Gelegenheit, zu sündigen. Ich lobe mir mein bescheiden Los!"

"Und Sie thun wohl daran!" fiel Georg ein. "Doch jetzt gute Nacht! Ich möchte morgen in aller Früh wieder heraus, damit ich bei rechter Zeit in H. ankomme."

"Also nach H. wollen Sie?" fragte die alte Christine

teilnehmend. „Da wollen Sie gewiß studieren, wie die jungen Herren, die immer durch's Dorf ziehen?“

„Ja, Mütterchen, das will ich,“ erwiderte Georg.

„Na, hören Sie,“ sagte mit treuherziger Einfalt die Magd, „da könnte ich Ihnen vielleicht nützlich sein. In H. wohnt eine Schwester von mir. Ihr Mann ist ein Drechslermeister. Er ist nur ein schlichter Handwerksmann, aber er weiß in vielen Dingen Bescheid und wird schon gern Rat erteilen über dies und jenes, wenn Sie nicht zu hochmütig sind, ihn aufzusuchen.“

„Für den Hochmut ist gesorgt,“ erwiderte Georg lächelnd.

„Wenn der Brotkorb so hoch gehängt ist, wie mir, der darf weder Rat noch Hilfe verachten, und mein erster Gang in H. wird der zu ihrem Schwager sein, gute Christine.“

„Also sind Sie auch arm, liebes, junges Herrchen?“ fragte Christine teilnehmend. „Na, dann freut's mich erst recht, daß der Himmel Ihre Schritte in unser Haus gelenkt hat. Aber jetzt kommen Sie nur. Während Sie schlafen, will ich an meinen Schwager ein Briefchen schreiben, das Sie mir zu Liebe wohl mitnehmen werden. Aber kommen Sie, kommen Sie, es muß gleich elf Uhr sein, und der Herr Pastor kann jeden Augenblick zurückkehren. Wenn er Sie noch außer dem Bette findet, würde er mit mir zanken, d. h. mich auf seine gewöhnliche Weise angucken. Ich kenne das schon! Es thut weher, als alle bösen Worte.“

Georg säumte nicht länger, und bald drückte der erquickende Schlummer seine Augen zu.

Siebentes Kapitel.

Der Drechslermeister.

Die Sonne schien hell, und die Vögel zwitscherten, als Georg erwachte. Er sprang von seinem Lager auf und trat an das Fenster. Er blickte auf ein Gärtchen hernieder, dessen Aussehen von herrlicher Pflege zeugte. Noch war es sehr früh und im Hause alles still. Georg wollte nicht stören, und überließ sich seinen Betrachtungen. Noch nie hatte er die Freuden der Genügsamkeit so vortheilhaft kennen gelernt, als hier in dem kleinen Dorfe, von dessen Dasein er früherhin nicht einmal Kunde gehabt hatte. Die stille, ruhige Würde des Pastor Friedreich hatte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüt gemacht, und fast beneidete er ihn um den Segen, den sein sanftes, rastloses Wirken unaufhörlich verbreitete. „Könntest du ihm gleich werden!“ dachte er; und nahm sich vor, wenigstens den Versuch zu machen, dieses Ziel zu erreichen. Schon ehe er seine Mutter verlassen hatte, war er entschlossen gewesen, das Studium der Gottesgelahrtheit zu erwählen, und die Bekanntschaft mit Pastor Friedreich bestärkte ihn in diesem Entschlusse.

„Köstlich muß es sein, zu leben und zu wirken wie er!“ murmelte der wackere Jüngling. „Was sind irdische Schätze und Reichthümer gegen die Güter, die er im Himmel vor dem Throne des Höchsten ansammelt? Und warum sollte ich nicht erreichen können, was er erreicht hat? Er war und ist arm, wie ich; ich will in seine Fußstapfen treten und ihm naheifern, so lange Gott mir Stärke und Kraft verleiht.“

Das Knarren einer Thür und das Inisternde Geräusch männlicher Tritte, die aus dem Gärtchen herauf-

tönten, weckten Georg aus seinem Nachsinnen. Er warf einen raschen Blick hinab und bemerkte seinen Gastfreund, der sich in der Frische eines köstlichen Sommermorgens zu erfreuen schien. Zwischen seinen Blumen hinwandelnd labte er sich an den Düften derselben, und beugte sich bald zu dieser bald zu jener hinab, ihr die herzlichste Pflege seiner Hand widmend. Georg beobachtete ein Weilschen diese harmlose Beschäftigung; dann warf er sein Ränzchen über, griff nach seinem Stocke und ging die Treppe hinab, um seinem freundlichen Wirte zu danken und Abschied von ihm zu nehmen. Er hatte noch drei Meilen bis H. und wünschte bei guter Zeit dort anzukommen, um wo möglich noch eine bescheidene Wohnung zu finden.

Mit herzlichem Morgengruß schritt ihm Pastor Friedrich entgegen, als er in den Garten trat.

„Ehe Sie mich verlassen,“ sagte er, „müssen Sie ein frugales Frühstück bei mir einnehmen, Milch und Brot, wie es auf dem Lande zu haben ist.“

Mit sanfter Gewalt zwang er Georg, sein Ränzchen wieder abzulegen. Als es der Jüngling auf eine steinerne Bank warf, vernahm er ein leises Klirren, und plötzlich fiel ihm der Geldbeutel ein, den er gestern abend auf dem Rasenwege gefunden hatte. Er erschrak über seine bisherige Bergeßlichkeit und holte den Beutel vor.

„Herr Pastor,“ sagte er, „dieses Geld, von dem Sie glaubten, es sei mir entfallen, ist nicht mein, ein anderer muß es verloren haben, und ich liefere es in Ihre Hände, damit Sie es dem rechtmäßigen Eigentümer, wenn er sich meldet, wieder zustellen können.“

Pastor Friedreich nahm den Beutel in Empfang, zählte die Summe, welche er enthielt und sagte: „Es sind sechzig Louisd'or darin, außer einigem Silbergeld. In Ihrer Gegenwart will ich die Summe einsiegeln, und die nötige Bekanntmachung des Funds besorgen.“

Und es geschah, wie der Pastor sagte, und bald darauf hatte sich der Eigentümer eingefunden.

Nach beendigtem Geschäfte wurde das Frühstück eingenommen und nun endlich nahm Georg Abschied. Pastor Friedreich drückte ihm freundlich die Hand.

„Ich habe Sie als einen wackern Jüngling kennen gelernt,“ sagte er, „und es wird mich herzlich freuen, wenn Sie mich besuchen, so oft Sie durch unser Dörfchen kommen. Versprechen Sie mir, nicht an meinem Hause vorüber zu gehen.“

Georg versprach's und die alte Christine kam herbei, um dem Gaste das versprochene Brieflein zu übergeben.

„Liefere Sie es ja richtig ab, liebes junges Herrchen,“ sagte sie, indem sie mit vieler Treuherzigkeit Georgs Hand schüttelte. „Grüßen Sie auch meinen Schwager und meine Schwester schön, und, hören Sie, vergessen Sie nicht, was der Herr Pastor gesagt hat. Wenn Sie ein einziges Mal an unserem Haus vorbeigehen, dann haben Sie es mit der alten Christel zu thun!“

Die Herzlichkeit der guten Leute rührte Georg bis zu Thränen, und nur mit vieler Mühe vermochte er sich von ihnen loszureißen. Erst als er das kleine Dorf schon weit hinter sich hatte, wurden seine Augen wieder trocken.

Mittag war es, als Georg in der Universitätsstadt anlangte. Voll ernster Gedanken durchschritt er die Straßen, in denen er nun einige Jahre verweilen sollte, und mancherlei Ahnungen drangen auf sein Gemüt ein. Doch waren sie mehr erfreulicher, denn betrübender Art; war ja doch nun das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, die Pforten zu den Schätzen des Wissens waren ihm geöffnet, und er dürstete darnach, seinen Geist mit allem Hohen und Erhabenen der Gelehrsamkeit zu bereichern. Die Dornen, welche sein Vordringen würden hindern können, gedachte er durch Beharrlichkeit aus dem Wege zu räumen.

Das erste, wonach Georg ausschaute, war ein Obdach. Die paar Meilen, die er gewandert war, hatten ihn nicht ermüdet, und er ging daher von Straße zu Straße und schaute nach den Täfelchen aus, welche eine leerstehende Wohnung zu verkünden pflegten. Er suchte und fand, aber nichts Passendes. Alle Wohnungen, die er besichtigte, waren für ihn viel zu teuer, und als der Abend heranahnte und er noch immer suchend umhertappte, fing ihm an bange zu werden. Da fiel ihm endlich der alte Christine Schwager, der Drechslermeister Wunderlich ein, und er beschloß, dessen Rat in Anspruch zu nehmen. Bald hatte er seine Wohnung aufgefunden, und trat in ein Häuschen, dessen Freundlichkeit und Sauberkeit ihn wohlthuend ansprach. Er klopfte und auf ein freundliches Herein betrat er Meister Wunderlichs Werkstube.

Ein ältlicher Mann, eine Brille auf der Nase, stand an der schnurrenden Drehbank und arbeitete fleißig. Ein freundliches Mütterchen saß nicht weit von ihm beim Spinnrade und spann. Als Georg in die reinliche Stube trat, legte der Meister Meißel und Bohrer auf die Seite und blickte den Eintretenden fragend an.

„Meister Wunderlich,“ sagte Georg, „ich habe ein Briefchen an Sie abzugeben von Ihrer Schwägerin in Blumrode. Sie läßt vielmals grüßen.“

„O Famine, von meiner Schwester!“ rief das Mütterchen, welches bisher ganz still und ruhig bei ihrem Spinnrade gesessen hatte, rüftig aufspringend. „Nehmen Sie doch Platz, lieber Herr, derweilen wir sehen, was die gute Christine zu schreiben hat.“

Georg, der sich bei den alten Leuten ganz heimisch fühlte, setzte sich, und betrachtete die beiden, welche eifrig in dem erbrochenen Briefe studierten. Das Geschäft war bald beendet, denn das Schreiben war kurz und bündig und enthielt weiter nichts als die Bitte, dem Ueberbringer

des Briefes, ihrem und des Herrn Pastors lieben und werten Freund in allen Stücken gefällig zu sein. Meister Wunderlich säumte nicht, diese Bitte zu erfüllen und wandte sich sogleich zu Georg, ihm seine Dienste anzubieten. „Wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit raten oder helfen kann,“ sagte er, „so befehlen Sie über mich.“

Georg brachte ohne Umstände sein Anliegen vor. „Schon ein paar Stunden,“ sagte er, „bin ich in der Stadt umhergelaufen, um eine möglichst billige Wohnung zu suchen, habe aber mit aller Mühe keine finden können. Wenn Sie mir Rat wüßten, lieber Meister, würde es mich freuen.“

Meister Wunderlich blickte seine Frau an, und die Frau nickte. „Hören Sie, verehrter Herr Wald,“ sagte er, gemüthlich schmunzelnd, „die Mühe hätten Sie sich sparen können, wenn Sie gleich zu mir gekommen wären. Denn sehen Sie, ich habe oben in meinem Hause ein kleines Stübchen, das so gerade recht für Sie paßt. Kommen Sie, und sehen es sich 'mal an.“

Der Alte griff nach einem Schlüssel, ging voraus und Georg mit Frau Wunderlich folgten. Eine Treppe nur ging es in die Höhe. Der Meister schloß eine Thür auf und alle traten in ein kleines, aber überaus freundlich ausgestattetes Zimmerchen. Mit einem fröhlichen Gesicht betrachtete Georg die tapetierten, mit niedlichen Bildern und einem Spiegel verzierten Wände, die soliden, hübschen Möbel, das bequeme Sofa, den Schreibsekretär, der einen herrlichen Platz am Fenster hatte, und die Aussicht auf die lebhafteste Straße, an der das Häuschen lag. Dem Meister Wunderlich entging Georgs Wohlgefallen nicht, und er rieb sich vergnügt die Hände.

„Schauen Sie auch hierher, verehrter Herr Wald,“ sagte er, eine schmale Thür aufstoßend. „Sehen Sie

daß ist das Schlafkabinettchen. Es liegt nach dem Garten hinaus, und man kann darin recht süß und ungestört schlummern. Gefällt's Ihnen?"

"Ach nur zu sehr!" erwiderte Georg mit einem leisen Seufzer, da er schon im Voraus befürchtete, daß diese wunderhübsche Wohnung viel, viel zu teuer für ihn sein würde.

"Nun denn, wenn's Ihnen gefällt, so bleiben Sie hier," sagte Meister Wunderlich. "Machen Sie sich's bequem und richten Sie sich ein ohne alle Umstände."

Georg lächelte über die gutmütige Dringlichkeit des Meisters. "Ich bin arm und muß mich knapp einrichten," sagte er, indem eine feine Röthe seine Wangen überzog. "Der Mietzins für das hübsche Gemach wird meine Kräfte übersteigen."

"I, was schwagen Sie wohl, verehrter Herr Wald!" sagte Meister Wunderlich. "Mietzins! Wer hat Ihnen denn schon Mietzins abgefordert! Sie bleiben hier, und über den Zins wollen wir schon einig werden. Machen Sie nur keine Umstände! Wir brauchen das Zimmer nicht, ich und meine Alte, und freuen wird's uns, wenn's Ihnen drin gefällt."

Georg zögerte noch immer. Als aber die Frau des Meisters freundlich seine Hand ergriff und sagte: "Was würde meine Schwester von uns denken und der Herr Pastor Friedreich, wenn wir Sie von uns ließen?" Da gab er nach und legte sein Känzchen ab und stellte den Wanderstab in die Ecke.

"Na, so sind wir also einig!" sagte Meister Wunderlich, seinem verehrten Herrn Wald, wie er ihn auch fortan immer nannte, die Hand schüttelnd. "Machen Sie sich's nur bequem, und dann kommen Sie zu uns herunter und nehmen Sie mit einem Gerächtchen Gerugesehen vorlieb. Wollen Sie uns die Ehre schenken?"

Georg sagte zu und die alten Leute verließen ihn unter fröhlichem Geplauder. Er aber sank in seine Kniee und betete zu Gott, dessen Fürsorge ihn so väterlich geleitet hatte.

Achtes Kapitel.

Nach zwei Jahren.

„Gaudemus igitur, juvenes dum sumus!“

Dies alte Studentenlied, von den gesunden Kehlen einer munteren Studentenschar gesungen, dröhnte durch die Straßen von H. Die Studenten mit ihren bunten Mützen, ihren gestickten, goldbordierten Wamsern, den Kanonenstiefeln und den Pfundsporen daran, den schweren Schlägern, die an ihrer Seite klickten, den langen Tabakspfeifen, denen sie mächtige Dampfswolken entlockten, bildeten ein belebtes, jugendlich frisches Gemälde. Adelbert von Wildström ging an ihrer Spitze. Seine Stimme erklang am lautesten, sein Schläger klickte am verwegentsten und eine prächtige Reißfeder schwankte auf seinem sammetnen Barett. Er führte die Kommilitonen zu einem fröhlichen Gelage in seine prächtige Wohnung.

Adelbert war, wie wir bereits kennen gelernt haben, ein Jüngling mit den trefflichsten Anlagen und dem besten Herzen. Wenn eine kräftige und weise Hand seine Erziehung gelenkt hätte, hätte er ein tüchtiger Mann, der Wohltäter eines ganzen Volkes werden könnte, denn er stammte aus einer der edelsten und reichsten Familien des Landes, und seine Vorfahren hatten immer dem Herrscherthronen zunächst gestanden; der alte Graf jedoch, sein Vater, ein Mann voller Vorurteile und Inkonsequenzen,

verdarb des Jünglings ursprünglich durchaus tüchtiges Gemüt. Er impfte ihm Hochmut ein, erfüllte seine Seele mit dem Gedanken, daß hohe Geburt und Glücksgüter die beneidenswertesten Eigenschaften der Sterblichen seien, und stieß ihn in die Welt hinaus, ohne ihm einen weisen Führer auf die schlüpfrige Bahn des freien und ungebundenen Universitätslebens mitzugeben. Der Hofmeister des jungen Grafen, ein leichtsinniger, gewissenloser Mensch, beförderte mehr die Thorheiten des ihm anvertrauten Jünglings, als daß er sie zu verhindern gesucht hätte und beruhigte seine Seele mit dem Gedanken, daß ja Adelbert bei seinen unerschöpflichen Reichtümern die Früchte der Wissenschaft entbehren könne. Adelbert stürmte von Genuß zu Genuß, von Vergnügen zu Vergnügen. Seine Bücher lagen bestäubt im Winkel einer alten Polsterkammer, und es fiel ihm nicht ein, sie ihrer ruhigen Unge störtheit zu entreißen. Anfänglich freilich machte er sich selbst zuweilen Vorwürfe; aber die glatten Worte seines Hofmeisters, die Ermahnung seines Vaters, sich nicht übermäßig anzustrengen, und besonders der Reiz, denn das freie und ungebundene Leben mehr und mehr für ihn gewann, verhinderte, daß er mit Ernst und Kraft an der Ausbildung seines Geistes, der Vermehrung seiner Kenntnisse arbeitete. Er lebte lustig in den Tag hinein und genoß seine Reichtümer, die er, gleich seinen Ratgebern, bald ebenfalls für das höchste Gut der Erde zu halten geneigt war.

Während der lärmende und glänzende Schwarm der Studenten die Straße herab kam, ging ein einzelner, in ein bescheidenes, graues Röckchen gehüllter Mosenjohn, dieselbe hinauf. Er trug eine Mappe unter dem Arme und war im Begriff, eine Vorlesung des berühmtesten Professors der Theologie zu besuchen. Still ging er an den Häusern entlang und wandte seine Augen von dem

bunten Getümmel ab, das ihm entgegenvogte. Unbemerk't und ungeachtet suchte er vorüberzukommen. Ein paar scharfe Augen aber hatten ihn entdeckt und erkannt.

„Wald!“ rief eine fröhliche Stimme. „Wald, komm mit uns!“

Georg, er war der Berufene, drehte sich um und grüßte, ohne jedoch der Einladung, die nur seine Schritte zu beflügeln schien, Folge zu leisten. Graf Adelbert aber stürmte ihm nach, hielt ihn am Arme zurück und zeigte sich fest entschlossen, Georg nicht von sich zu lassen. „Du mußt mit zu mir gehen, Wald,“ sagte er. „Ich weiß, daß du wenig Vergnügen hier hast und dich einschränken mußt. Du dauerst mich, alter Junge. Komm, geh mit, sei einmal fröhlich mit uns Fröhlichen.“

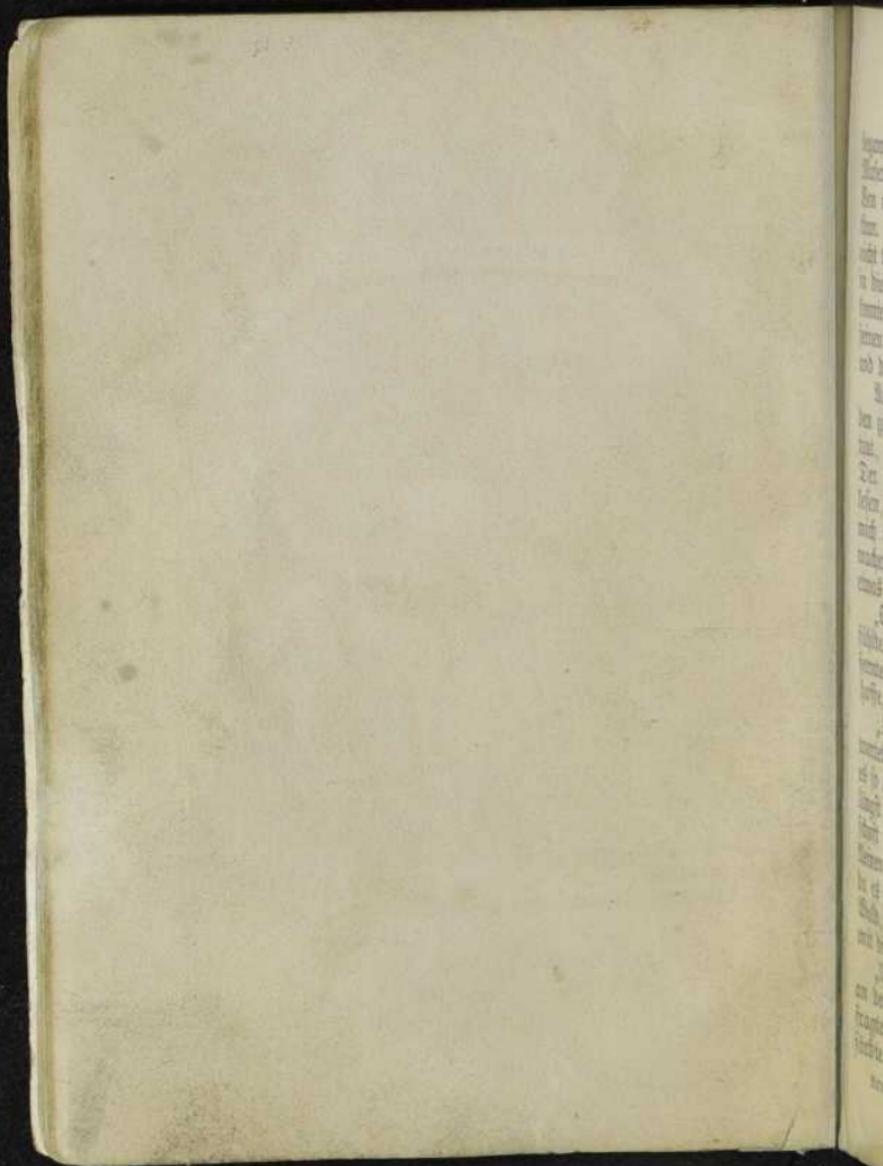
Eine dunkle Röte überzog Georgs Gesicht und sein Stolz empörte sich gegen das Mitleiden, welches der reiche Graf so unverholen aussprach. „Laß mich, Wildström!“ sagte er ein wenig heftig. „Ich bedarf der rauschenden Vergnügungen nicht und vermiss' sie nicht. Ich muß ins Kollegium.“

Während dieser wenigen, schnell gewechselten Worte hatten sich die Gefährten Adelberts um die Beiden gesammelt und mischten sich in das Gespräch. „Geh' mit, Wald!“ riefen sie. „Einmal ist kein Mal! Du mußt auch einm'! lustig sein. Psui, wer wird immer und ewig bei den alten Büchern hocken. Komm, oder du bist kein rechter Bursch!“

Halb gezogen, halb gestoßen und gedrängt mußte Georg seinen Widerstand aufgeben, und schloß sich, wenn auch ungern, der lärmenden Studentenschar an. Er ging still unter der laut singenden Schar und bedauerte in seinem Herzen, ihr begegnet zu sein. Doch tröstete er sich mit der Notwendigkeit.

Man erreichte Adelberts Wohnung und das Gelage





begann. Bis in die späte Nacht hinein zechten die jungen Musensohne, saugen und jauchzten und waren guter Dinge. Von allen allein hütete sich Georg, des Guten zu viel zu thun. Konnte er auch die laute Fröhlichkeit der übrigen nicht verdammen, so widerstrebte es doch seinem Innern, in dieselbe einzustimmen. Sobald es unbemerkt geschehen konnte, entfernte er sich, ging nach Hause und setzte sich zu seinen lieben Büchern. Aus ihnen schlürfte er Weisheit und die reinsten, unschuldigsten Freuden.

Am andern Morgen, Georg hatte schon mehrere Stunden gearbeitet, trappete es die Treppe herauf und Adelbert trat, zu Georgs größter Ueberraschung, in die Stube. Der junge Graf mochte das Erstaunen in seinen Zügen lesen, denn er sagte lächelnd: „Du wunderst dich, Wald, mich bei dir zu sehen, aber ich komme, dir Vorwürfe zu machen. Warum bliebst du nicht bei mir? Hat dir irgend etwas mißfallen?“

„O, nicht doch!“, erwiderte Georg ruhig. „Aber ich fühlte, daß ich in Eure Gesellschaft nicht paßte und entfernte mich, um Eure Vergnügungen nicht zu stören. Ich hoffe, du wirst es mir nicht übel genommen haben?“

„Nein, da ich nun deine Beweggründe kenne,“ antwortete Adelbert. „Aber sage mir, warum vermiedst du es so absichtlich, dich mir anzuschließen, da du doch schon längst gemerkt haben mußt, daß ich deine nähere Bekanntschaft wünsche? Schon öfters habe ich dich zu meinen kleinen Abendgesellschaften bitten lassen, und immer hast du es verschmäht, daran Theil zu nehmen. Ich gestehe dir, Wald, daß mich deine Hartnäckigkeit ärgert, da ich es gut mit dir meine.“

„Und woher kommt die Theilnahme des reichen Grafen an dem dunkeln Schicksale eines armen Menschen wie ich?“ fragte Georg, indem eine feine Röthe seine bleichen Wangen färbte.

Adelbert reichte ihm die Hand hin und antwortete: „Weil ich dich achte, Wald. Weil ich weiß, daß du besser bist, als alle die munteren Gesellen, welche sich meine Freunde nennen, und,“ fügte er leise hinzu, „weil ich weiß, daß dir nicht die Mittel zu Gebote stehen, dir Vergnügungen zu verschaffen. Laß es dich nicht befremden, daß ich dich zu gewinnen suche! Seit du mich damals bei der Prüfung überwunden hast, empfinde ich ein Gefühl für dich, welches mich unwiderstehlich zu dir hinzieht.“

Georg wandte sich ab und lehnte sich nachdenkend an das Fenster. Plötzlich aber zog ein sanfter Strahl aus seinen Augen auf den jungen Grafen und er drückte fest und herzlich dessen Hand. „Du bist ein edler Mensch, Adelbert,“ sagte er mit tiefem Gefühl, „und Schade ist's, daß . . . doch gleichviel, ich will dir Vertrauen schenken, und dich dann selber über mich urtheilen lassen. Höre!“

Er dachte einige Sekunden lang nach und setzte sich dann dem Grafen gegenüber, welcher auf dem Sofa Platz genommen hatte.

„Als ich vor zwei Jahren hierher zur Universität ging, bestand mein ganzer Reichtum in zwanzig Thalern, und der Aussichts, alljährlich fünfzig Thaler Stipendium zu bekommen. Daheim ließ ich eine Mutter, welche mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben fristen mußte. Trotz meiner beschränkten Hilfsmittel war ich frohen Mutes und rechnete auf Gottes Hilfe. Sie ward mir. Ich kam in dieses Haus, fand mitleidige Menschen, und es ging mir anfangs sehr gut. Mein Stipendium reichte hin, meine guten Wirtzleute für Kost und Logis zu befriedigen und die geringen Bedürfnisse, die ich außerdem hatte, verschaffte ich mir durch Unterrichtsstunden, durch Abschreiben für Advokaten und durch das Lesen von Korrekturbogen

für Buchhändler und Buchdrucker. Der Mühe gab es viel, des Lohnes wenig; dennoch war ich heiter und glücklich, und tröstete mich in Stunden des Leidens mit der Aussicht auf eine glücklichere Zukunft. Meine Armut drückte mich nicht, denn ihre Schrecknisse waren mir noch nicht fühlbar geworden.

Da erkrankte meine Mutter. Ein Fremder, ihr Arzt, benachrichtigte mich davon, und rief meine Hilfe an. Ich raffte meine geringen Ersparnisse zusammen, eilte nach Hause, widmete der kranken Mutter die treueste Pflege und wich nicht von ihrem Bette, bis sie es wieder verlassen konnte. Das drohende Gespenst des Todes wich von ihr, aber ihre Hände waren und blieben gelähmt; sie konnte nicht mehr arbeiten. Da zum ersten Male fühlte ich den Druck, die Last der Armut, und beinahe brach ich unter ihr zusammen. Ich selbst hatte entbehren gelernt, aber meiner Mutter Mangel leiden zu sehen, das brach mein Herz. Fast verzweifelnd rannte ich umher, bis ich Ruhe im Gebet zu Gott suchte, und Ruhe fand. Gott hat mir einen Gedanken eingegeben, der mir den Weg zur Hilfe wies. Ich erhielt zum zweiten Male ein Stipendium von fünfzig Thalern, übergab es meiner Mutter und kehrte hierher zurück ohne einen Pfennig Geld. Mein jetziger Hauswirt ist ein Handwerker, ein Drechsler. Ihm vertraute ich meine Lage, meine Absicht. Er verstand mich, billigte mein Vorhaben und unterstützte mich darin. Er lehrte mich sein Handwerk, und ich war fleißig. Des Morgens studierte ich, des Nachmittags, des Abends, ja halbe Nächte hindurch stand ich an der Drehbank und drehelte. Der Himmel segnete meinen Fleiß, und ich arbeitete nach kurzer Zeit geschickt und zierlich. Mein ^{Onkel} lobte mich, machte mich zum Gesellen seiner Kunst — arbeitete um Lohn bei dem reichsten Drechsler der Stadt. Morgens bin ich Student, nachmittags

Handwerksgefell, und niemand weiß davon, als mein ehrlicher Freund Wunderlich, der Meister, bei dem ich arbeite, und ich selbst. Nicht einmal meiner Mutter teilte ich das Geheimnis mit, da ich ihre Neugierlichkeit kenne. Sie würde mir Vorwürfe machen, würde sich selbst die größten Entbehrungen auferlegen und so lange in mich dringen, bis ich mein einträgliches Geschäft aufgeben müßte. Der Ertrag desselben aber reicht hin, meiner Mutter ein sorgenfreies Leben und mir selbst die Mittel zum fortgesetzten Studium zu verschaffen. Ja, ich habe mir sogar schon ein kleines Kapital erspart für Zeiten der Not und Trübsal."

Georg schwieg. Adelbert aber sprang tief erschüttert auf und rief: "Mensch, wie ist es möglich, daß du ein solch' Leben zu ertragen vermagst!"

Georg lächelte. "Ich ertrage es nicht nur," erwiderte er, "ich fühle mich glücklich dabei. Ich arbeite für das Geliebteste auf Erden, für eine treue, sorgsame Mutter, ich verschönere ihre letzten Lebenstage, und finde in diesem Bewußtsein unendliche Seligkeit. Nicht für alle Freuden und Genüsse der Welt möchte ich es vertauschen."

"Aber du wirst mich nicht hindern, meinen Reichtum mit dir zu teilen," sagte Adelbert in der Aufwallung eines edlen Gefühls. "Du wirst mein Freund werden, du wirst zu mir kommen, um mich nie wieder zu verlassen! Das wirst du, Wald!"

Und stürmisch umarmte er den Jüngling, dessen Seelengröße, dessen bescheidene Tugend er zu würdigen verstand.

Georg blieb nicht ungerührt bei der Teilnahme Adelberts. Mit einem innigen Blick dankte er ihm und machte sich sanft aus seiner Umarmung los.

"Glaubst du," fragte er, indem er ihm fest in die Augen sah, "glaubst du, daß ich dir jemals meine

schichte erzählt haben würde, wenn ich nicht im voraus beschlossen hätte, jedes Anerbieten zu Hilfe oder Unterstützung zurückzuweisen? Wenn du mich achtest, so schweige, Adelbert! Auch der Arme hat seinen Stolz, den Stolz, die Armut überwunden zu haben. Ich versichere dich, daß ich glücklich bin, ich leide an nichts Mangel; meine Mutter ist wohl versorgt, und meine Professoren klagen nicht über mich. Was verlangst du mehr? Meinst du, ich möchte mit dir tauschen? Meinst du, daß ich dich nur halb so glücklich erachte als mich? Gott behüte! Ich beneide dich nicht, und vielleicht kommt einst sogar die Zeit, wo ich dich beklage trotz deiner Reichtümer. Selbst jetzt selbst, in diesem Augenblicke fühlst du dich nicht glücklich, Adelbert. Du erkennst, daß es etwas Höherers gibt als irdisches Gut. Du erkennst, daß Gold und Silber nimmer den Hochgenuß erkaufen können, welchen ein geistig reiches Gemüt aus jeder Blume, aus jedem Grassalm zu schöpfen vermag. Du erkennst, daß die Schätze des Geistes weit erhaben sind über elendes Metall!"

Adelbert fühlte sich verletzt und betrübt über die schroffe Zurückweisung seiner gut gemeinten Absichten. Doch hielt seine Empfindlichkeit nicht lange an, da er sich selbst gestehen mußte, daß er in Georgs Stelle kaum anders gehandelt haben würde.

"Wohlan," sagte er nach kurzem Besinnen, "du willst deine Freiheit behaupten und niemanden die Sorge um dich anvertrauen, als dir selbst. Sei es so, ich table dich darum nicht. Aber deine Verachtung des Reichtums ist thöricht, da du die Genüsse nicht kennst, die er zu gewähren vermag. Versuch es ein halbes Jahr lang, seine Reize kennen zu lernen. Verlaß dieses Haus, zieh' zu mir, teile mit mir, was ich besitze und dann entscheide, welcher der Glückliche von uns beiden ist."

„Nein,“ erwiderte Georg, „ich werde solchen Versuch nicht machen, da der Ausgang mir im voraus bekannt ist. Laß mich meinen Weg ruhig weiter gehen. Er mag mit Anstrengungen und Sorgen verknüpft sein, aber es blüht mir auch manche duftende Blume an seinem Rande.“

Adelbert sah ein, daß alle Bemühungen, den festen Sinn Georgs nach seinem Willen umzuwandeln, vergeblich sein würden. Er stand auf und reichte Georg die Hand.

„Leb' wohl,“ sagte er. Meine Achtung und Freundschaft besitzest du. Wenn dir jemals dein Schicksal zu mächtig werden sollte, so erinnere dich meiner; du wirst mich jeden Augenblick bereit finden, dir zu helfen. Vielleicht siehst du eines Tages ein, daß, obwohl geistige Schätze achtungswert und ehrenhaft sind, die Macht des Reichthums dennoch von keiner anderen Macht übertroffen werden kann. Wer Gold besitzt, der besitzt alles; denn alles steht ihm zu Gebote, alles beugt sich vor dem unwiderstehlichen Zauber des gelben Metalls. Alles gewährt uns das Gold!“

„Auch Frieden?“ fragte langsam Georg. „Auch Glückseligkeit, echte Glückseligkeit, die köstliche Blüte eines wahrhaft tugend samen und gottseligen Lebens?“ Adelbert stutzte und Georg rief: „Nimmer, nimmer wird sie dem Reichen zu teil, und einst wird es dir klar werden, wenn du auch jetzt an meinen Worten zweifeln magst. Wenn der Leib in Wohlleben schwelgt, so darbt der Geist; aber besser ist es, der Leib verderbe, als die Seele. Du bist nicht glücklich, Adelbert, obwohl dir alle Macht des Geldes zu Gebote steht; ich aber bin es, trotzdem ich arm bin und mit Sorgen kämpfe. Du beneidest mich, obgleich du es dir selbst nicht eingestehst.“

„So könnte also kein Reicher glücklich sein?“ fragte Adelbert ungläubig lächelnd.

„Keiner,“ erwiderte Georg fest, „der die materiellen Schätze höher erachtet, als die Schätze des Geistes.“

Adelbert schwieg betroffen eine Weile still. Dann schüttelte er zum Abschiede Georgs Hand und sagte: „Gehab dich wohl! Das Leben selbst mag über uns entscheiden.“

„Sei es so!“ erwiderte Georg und Adelbert verschwand.

Neuntes Kapitel.

Der Besuch.

„Nun, mein verehrter Herr Wald, so ist denn also wirklich die Stunde der Abreise gekommen, und Sie lassen uns alte Leute, mich und meine Frau, einsam und betrübt zurück,“ sagte Meister Wunderlich zu Georg, der, das alte Känzlel auf dem Rücken, den alten, derben Eichenstock in der Rechten, vor ihm stand. „Es wird uns sauer ankommen, uns an Ihre Abwesenheit zu gewöhnen. Mir ist zu Mute, als ob ein lieber Sohn von uns ginge, da Sie von uns scheiden.“

„Und mir, als ob ich mich von einem guten Vater, einer zärtlichen Mutter trennen müßte,“ erwiderte Georg, dem die Thränen in den Augen standen. „Habt Dank, Ihr guten Leute, für alles Liebe und Gute, das Ihr mir gespendet habt, und seid versichert, daß ich es nimmer vergessen werde.“

„Ach, papperlapapp!“ rief Meister Wunderlich. „Beschämen Sie mich nicht, verehrter Herr Wald! Sie haben durch Lehre und Beispiel tausendfältig das wenige vergolten, worin wir Ihnen gefällig sein konnten. Ihre christliche Demut und Frömmigkeit hat mich ordentlich zu einem

neuen Menschen gemacht. Vergessen Sie nur uns Alte nicht und denken Sie manchmal an uns, wie wir immer Ihrer gedenken werden.“

Georg schloß den treuherzigen Mann und die gute Frau in seine Arme und herzte sie wie liebe Verwandte. Frau Wunderlich trug ihm noch manchen Gruß an die Schwester und den Herrn Pastor in Blumrode auf und dann endlich ging Georg seines Weges. Einige Studenten, die draußen auf ihn harrten, gaben ihm das Geleit. Es waren die wenigen Freunde, die er bei seinem eingezogenen, stillen Leben kennen und lieben gelernt hatte. Auch von ihnen trennte er sich bei dem nächsten Marktsteine und wanderte nun allein und sinnend den Weg nach Blumrode hin.

Er überlegte, was er in der nächsten Zukunft zu beginnen haben würde. Seine Studentenjahre waren vorüber, die Stipendien wurden nicht mehr gezahlt, und er mußte wieder heimwärts gehen. Sollte er seiner Mutter zur Last fallen? Das wollte er nicht. Er beschloß mit dem Pastor Friedreich, seinem alten Freunde, das nötige zu überlegen.

Mit Untergang der Sonne erreichte er das Dorf Blumrode und lenkte die Schritte seitwärts, um zu dem Hause des Freundes zu gelangen, den er seit fast einem Jahre nicht gesehen hatte. Durch das Staket lugend, fand er ihn wieder bei seinen Blumen beschäftigt, wie gewöhnlich. Die Pflege seiner Lieblinge, wie er die Blumen nannte, war des braven Pfarrers Erholung von seinen Amtsgeschäften, und er setzte einen Stolz darein, den schönsten Blumenstolz in der ganzen Gegend zu besitzen.

„Guten Abend, Herr Pastor!“ rief Georg durch das Gitter, welches ihn von seinem Freunde trennte.

Pastor Friedreich schaute auf, und, den Jüngling erblickend, überslog ein heller Strahl der Freude sein Gesicht. „Salve! salve, amice,“ rief er laut und rannte an die

Gartenthüre, um sie zu öffnen und den willkommenen Besuch einzulassen. „Sei begrüßt und herzlich willkommen, mein lieber Sohn!“

Eine innige Umarmung gab Kunde von den unverändert warmen Gefühlen der Freundschaft, welche die Herzen dieser Beiden erfüllte. In den Garten eintretend, versenkten sie sich alsbald in ein eifriges Geplauder, und Georg hatte viele Fragen zu beantworten, welche der ehrliche Pastor in der Freude seines Herzens an das Tageslicht brachte. Georg mußte ihm jede Kleinigkeit erzählen, welche ihm seit der letzten Zusammenkunft begegnet war, und er that es mit kurzen Worten.

„Dieses letzte Jahr,“ sagte er, „bin ich fleißiger als je gewesen, da das Examen bevorstand. Ost saß ich noch bei dem trüben Schimmer der Lampe mitten in der Nacht an meinem Schreibtisch und versenkte mich in die Schriften der heiligen Männer, welche uns voll Inbrunst die unbeschreiblich herrlichen Lehren und Wahrheiten des Christentums verkündigen. War auch der Körper müde, der Geist blieb doch thätig, und mein Fleiß wurde überschwänglich belohnt. Ich habe das beste Testimonium errungen.“

„Oh, das sah ich vorher,“ unterbrach ihn fröhlich lächelnd Pastor Friedreich, indem er Georg freundlich auf die Schulter klopfte. „Der liebe Gott belohnt immer den redlichen, angestregten Fleiß, und der wird nicht zu Schanden werden, des Thuns und Trachten nach Weisheit und Erkenntnis geht.“

„Meine Hoffnung steht auch auf dem Vater im Himmel,“ fuhr Georg fort, „denn jetzt, da meine Studentenjahre vorüber sind, weiß ich nicht, wie ich ferner für meine und meiner Mutter Lebensnotdurft sorgen soll. Sie wissen so gut als ich, daß ein armer Kandidat der Theologie gar manches Jahr zu warten hat, bis ihm der Wirkungskreis verliehen wird, wo er im Weinberge des

Herrn arbeiten und seinen Lohn empfangen kann. Was werde ich beginnen, bis jenes Ziel erreicht ist? Die geringen Ersparnisse, so ich gesammelt habe, werden bald in alle Winde verfliegen sein.“

Pastor Friedreich faltete die Hände über dem Rücken zusammen und dachte über die Schritte nach, welche zu thun Georgs Lage am passendsten sein würden. „Als ich meine Studien beendet hatte,“ sagte er, „begünstigte mich das Glück und verlieh mir die Stelle eines Hofmeisters bei dem Sohne eines braven und würdigen Edelmanns, durch dessen spätere Verwendung ich dann mein Aemtchen hier erhielt. So habe ich das drückende Gefühl gänzlicher Armut nicht kennen gelernt und glaube, du würdest am besten thun, Georg, wenn du meinem Beispiele folgest und dich ebenfalls nach einer Hauslehrerstelle umsiehest.“

„Das will ich gern thun,“ stimmte Georg bei, „aber ohne Empfehlung mächtiger Gönner wird es schwer werden, das Ziel zu erreichen. Dennoch will ich an der Hoffnung festhalten und im Vertrauen auf Gottes Beistand die nöthigen Schritte thun. Gelingt mein Vorhaben nicht, so wird mir nichts übrig bleiben, als den Kandidaten der Theologie einstweilen bei Seite zu legen und bis zu günstigeren Zeiten den Handwerksgehilfen zu spielen. Es ist eine bittere Wahl, aber sie muß getragen werden, wenn es Gottes Wille ist. Die Trennung von den lieben Büchern, von der begeisterten Wissenschaft ist schwer, doch wird sie versüßt werden durch den Gedanken, daß sie durch die Nothwendigkeit, den Lebensabend einer frankten und schwachen Mutter zu erheitern, geboten wird. In ihrer Zufriedenheit werde ich meinen Lohn finden.“

„Da hast du den rechten Glauben, mein lieber Sohn!“ rief die alte Christine, hinter einem Hollundergesträuche hervortretend, wo sie die letzten Worte Georgs vernommen

hatte. „Da hast du den wahren Glauben!“ rief sie noch einmal und fiel ihrem Lieblinge um den Hals und küßte ihn herzlich. „Ehre deine Mutter, und es wird dir wohl gehen auf Erden, und ihr Segen wird dir Häuser bauen. Was du an deiner Mutter thust, wird dir der Herr tausendfältig vergelten!“

Georg erwiderte die Liebkosungen der alten redlichen Frau mit der Herzlichkeit eines Sohnes und dankte ihr für ihre kräftigen Trostsprüche. „Wenn ihr Beiden,“ sagte er zu ihr und dem Pastor, mein Vorhaben billigt, so werde ich mit freudigem Herzen zum Handwerk greifen. Mein einziges Bedenken bestand in dem Zweifel, ob es auch für einen Gott geweihten Jüngling schicklich sei, sich bloß mit irdischen Dingen zu beschäftigen.“

„Das laß dich nicht kümmern, lieber Sohn,“ sagte Pastor Friedreich; „dein Thun ist ein redlich Thun, und alles, was recht ist, gefällt dem Herrn wohl.“

„Nun denn, so mag es dabei bleiben,“ sagte Georg, „und Gott wird weiter helfen.“

Er und seine Freunde begaben sich nun in's Haus, und verplauderten den Abend in Friede und Heiterkeit.

Dehntes Kapitel.

Ein Knabe.

Georg kam nach Hause. Die ersten Tage nach seiner Rückkehr widmete er ganz seiner geliebten Mutter, dann aber that er die nötigen Schritte, sich eine behagliche Stelle als Hauslehrer oder Hofmeister zu verschaffen. Er klopfte an viele Thüren, und viele Thüren wurden ihm aufge-

than, aber niemand beförderte sein Anliegen. Der alte Geheimrat Wedel, der einzige Gönner, dessen sich Georg jemals erfreut hatte, war unlängst gestorben, und die fremden Menschen, denen Verwendung Georg nachsuchte, speisten ihn mit leeren Versprechungen und schönen Redensarten ab. Seine Ersparnisse gingen zu Ende und die Nothwendigkeit zwang ihn, die Wissenschaft ruhen zu lassen und zu dem alten Handwerke zu greifen.

In tiefe und bittere Betrachtungen versenkt, saß er eines Abends im Dämmerlichte des schwindenden Tages neben seiner Mutter, und rang nach Worten, um ihr so schonend als möglich die Nachricht mitzuteilen, daß er gezwungen sei, sich bei irgend einem Meister der großen Residenz als Geselle zu verdingen. Dies war der herbste Tropfen in dem Kelche, den er leeren mußte, da er fürchtete daß die Mutter sich übermäßig über sein Schicksal grämen und abhärten würde. Lange kämpfte er; zehnmal versagten ihm die Worte im Munde, bis endlich die Mutter selber in ihn drang, den Grund seiner sichtlichen Aufgeregtheit auszusprechen. Da erst bezwang er sich, enthüllte seine Lage, seine vergeblichen Versuche, sie zu verbessern, und das letzte Mittel, sich und die Mutter vor dem bleichen Gespenste des Hungers und der Armut zu schützen. Seine Stimme bebte und klang hohl, als er sprach; seine Augen hasteten am Boden, und er wagte es nicht, der Mutter in's Gesicht zu sehen, da er den Ausdruck des Grames fürchtete, der sich, wie er nicht zweifelte, in ihren Zügen ausdrücken würde. Erst als er seine Seele von der ganzen Last seiner Nachricht befreit hatte, blickte er schüchtern auf und fuhr zusammen, als er helle Thränen den Augen seiner Mutter entströmen sah. Bewegt sprang er auf, faßte ihre Hände und drückte sie im bittersten Schmerze.

„Weine nicht, Mutter,“ sagte er. „Deine Thränen

brennen heiß in meinem Herzen, da ich dir diesen Kummer nicht ersparen konnte.“

„Kummer, mein geliebter, mein teurer Sohn?“ entgegnete die Mutter. „Meinst du, ich weine aus Kummer? O, nicht doch! Thränen der Freude, des Entzückens sind es, die meinen Augen entfließen, Thränen der Seligkeit über das Glück, einen Sohn, wie du bist, mein nennen zu können! O, Georg, das könntest du für deine Mutter thun? Mit deiner Hände Arbeit wolltest du die letzten Tage deiner Mutter fristen? Gott segne dich dafür, mein geliebtes, gutes Kind!“

Sie umarmte ihn und streichelte mit der abgekehrten Hand zärtlich Georgs Wangen. Dieser atmete tief auf.

„Dem Himmel sei Dank! rief er aus. „Ich fürchtete, dich tief zu betrüben, und sehe nun zu meiner Freude, daß du stärker und gefaßter bist, als ich selbst. Nun ist alles gut. Mit Freuden werde ich arbeiten und die überschwenglichste Belohnung in deiner Zufriedenheit finden. Morgen schon will ich gehen, mein neues Leben zu beginnen.“

Frau Wald fuhr zusammen. „Du wirst dich doch nicht ganz von mir zu trennen brauchen?“ fragte sie mit liebevoller Besorgnis. „Das würde ich nicht ertragen können.“

„Nein,“ erwiderte Georg. „Jeden Abend werden wir zusammen sein. In meiner großen Vaterstadt werde ich bald Arbeit finden, ohne die Nächte in des Meisters Haus zubringen zu müssen. Wenn die Feierabendstunde schlägt, komme ich zu dir und freue mich deiner Gegenwart. Du sollst sehen, Mutter, wir werden ein recht glückliches, stilles Leben mit einander führen.“

„Gewiß, gewiß werden wir das!“ sagte Frau Wald tief gerührt. „Und Gott wird deine treue Liebe zur Mutter lohnen, ehe du dich dessen versiehst. Gott ist

gnädig und gerecht und ein liebevoller Vater; er kennt dein Herz und alle deine Gedanken; seine Hand wird dich leiten und dem reinsten Glücke entgegen führen, ohne daß du es ahnst."

"Mutter," entgegnete Georg, „mein größtes Glück beruht in deiner Zufriedenheit. Wenn du dich glücklich fühlst, bin auch ich es. Dein Lächeln, deine freundlichen Blicke sind mein schönster Lohn."

Der Morgen dämmerte kaum am nächsten Tage, da machte Georg sich auf, und begab sich zu dem berühmtesten Drechslermeister der Residenz, der jahraus, jahrein mehr als zwanzig Gesellen beschäftigte. Er bot ihm seine Dienste an, und Meister David schien nicht abgeneigt, ihm seine Werkstätte zu öffnen. „Doch möchte ich vor allen Dingen ein Stücklein Arbeit von Euch sehen, Gesell," sagte er, indem er Georg zu seiner Drehbank führte. „Da nehmt dies Stück Eisenbein, und drechselt mir eine Schachfigur daraus. Nachher wollen wir weiter reden."

Georg ging ohne Umstände an die Arbeit, und handhabte die nötigen Werkzeuge mit außerordentlichem Geschicke. Unter seinen Händen ging binnen wenigen Minuten ein kleines Meisterstück hervor, so zierlich und nett und sauber, daß Meister David vor Verwunderung die Hände zusammen schlug.

„Euch kann ich brauchen!" rief er, Georg freundlich auf die Schulter klopfend. „Ein Mann, wie Ihr, hat mir längst gefehlt, und ich denke, wir werden gute Freunde werden."

Er bot Georg einen ziemlich hohen Wochenlohn an, und Georg schlug ein, nachdem er die Bedingung gestellt hatte, immer nach dem Feierabend zu seiner Mutter gehen und dort auch die Nacht zubringen zu dürfen. Meister David machte dagegen keine Einwendungen, und Georg war von Stund' an aus dem Kandidaten der Theologie ein schlichter Drechslergesell geworden.

Ein Jahr verging und nichts änderte sich in Georgs Verhältnissen, außer daß ihn sein Meister von Tage zu Tage lieber gewann, und daß Georg sich mehr und mehr mit seiner sonderbaren Lage ausföhnte. Die Abende bei seiner Mutter entschädigten ihn für die Tage voll Mühe, und es fand sich auch manche Stunde, besonders des Sonntags, wo er seinen Geist in die entzückenden Tiefen der Wissenschaft versenken konnte.

Da geschah es eines Tages, daß Meister David mit einem sehr fröhlichen Gesichte zu ihm trat und ihn abseits winkte.

„Lieber Wald,“ sagte er, „Prinz Hermann, der Bruder unseres Königs, wünscht einige Zimmer seines Schlosses mit allerlei feinen und zierlichen Drechslerarbeiten aus schmücken zu lassen, und hat mich heut in aller Früh schon zu sich bescheiden lassen, um mir die nötigen Anweisungen zu erteilen. Um seine Aufträge aber auszuführen, muß ich eine Menge Zeichnungen haben, die nur an Ort und Stelle aufgenommen werden können. Es gehört viel Zeit dazu, und ich kann daher diese Arbeit nicht ausführen, außer ich müßte denn mein ganzes Geschäft vernachlässigen. So frage ich denn Euch, ob Ihr hinreichende Geschicklichkeit zu haben glaubt, die Zeichnungen zu machen? Sie werden sehr gut bezahlt werden!“

Georg erkundigte sich, bevor er antwortete, nach allen Umständen und erkannte bald, daß er dem Auftrage gewachsen sei. Mit Bescheidenheit entwickelte er dem Meister seine Ideen und entzückte diese dadurch über alle Maßen.

„Ihr seid der rechte Mann für die Sache!“ rief er vergnügt. „Fangt denn nur Morgen in aller Frühe an, und fürchtet Euch nicht vor dem Prinzen, wenn er, wie ich erwarte, Eurer Arbeit ein bißchen zuschaut. Er ist ein gar leutseliger und gnädiger Herr, der es mit allen Menschen gut meint.“

Am folgenden Morgen begab sich Georg in Prinz Hermanns Palast, und wurde in ein großes Zimmer geführt, wo er seine Arbeiten ausführen sollte. Ohne sich viel umzuschauen, begann er sogleich sein Geschäft und zeichnete mit großer Emsigkeit. Eine Stunde etwa mochte er gearbeitet haben, als durch eine Nebenthüre ein Knabe von etwa zwölf Jahren eintrat, und Georgs Arbeit zuschaute. Er fragte nach diesem und jenem, machte einige recht verständige Bemerkungen und benahm sich überhaupt so artig und freundlich, daß Georg Wohlgefallen an ihm fand, und sich in ein scherzendes Gespräch mit ihm einließ. Der hübsche Knabe, und er war wirklich hübsch, wie ein Amor, ward immer lebhafter und zutraulicher und schien Georg sehr lieb zu gewinnen. Plötzlich aber brach er das Gespräch ab, indem er sagte: „Nun ist's genug, ich muß meine Arbeiten machen, wenn ich nicht Verweise von meinem Vater bekommen will.“

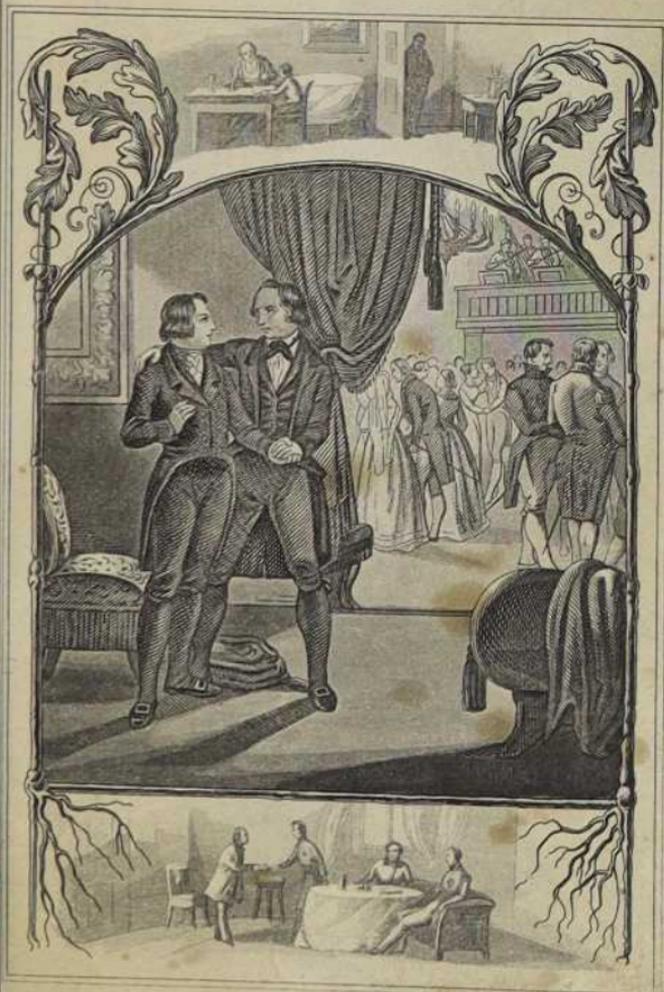
Er sprang an einen schön gearbeiteten Schreibtisch und vertiefte sich in seine Bücher, während Georg ruhig weiter zeichnete. Er hielt den Knaben für den Sohn eines prinziplichen Dieners.

Ein halbe Stunde verging in tiefer Stille. Ein schwerer Seufzer des Knaben erregte endlich ein neues Interesse Georgs an ihm, und er wendete sich ihm zu.

„Warum stößt du einen so herzbrechenden Seufzer aus, Kleiner?“ fragte er teilnehmend.

Der Knabe blickte ihn halb lachend, halb ärgerlich an. „Ich kann mit meiner Aufgabe nicht fertig werden.“ sagte er. „Seit acht Tagen ist mein Hofmeister fort, der mir sonst immer Beistand leistete, und nun zerbreche ich mir den Kopf und komme doch nicht vorwärts. Da wird es wieder Schelte vom Vater geben.“

„Wo ist denn dein Hofmeister, Kleiner?“ fragte Georg. „Kommt er nicht wieder?“



„Nein, er ist fort für immer, und ich soll einen neuen bekommen,“ antwortete der Knabe. „Der Vater hat nur noch keinen wieder finden können. Es ist recht ärgerlich! Wer weiß, wie lang ich mich nun noch allein herumquälen muß.“

Die Betrübniß des Kleinen dauerte Georg und er fragte ihn freundlich: „Soll ich dir ein wenig helfen?“

„Ach, wenn du das könntest!“ rief der kleine Schelm, fröhlich aufspringend. „Ich wollte dich gewiß recht lieb dafür haben.“

„Nun, so laß einmal sehen, wo es hapert,“ sagte Georg und ging an den Arbeitstisch. „Ein Stündchen kann ich mir schon abmüßigen, wenn ich nachher desto fleißiger bin.“

Er setzte sich zu dem Knaben, half ihm die Schwierigkeiten seiner Aufgaben überwinden, hütete sich aber geradezu, seine Fehler zu verbessern. Der Kleine mußte sie selbst finden und fand sie auch, nachdem ihn Georg erst durch einige zweckmäßige Fragen auf den rechten Weg gebracht hatte.

„Du hilfst mir nicht, wie mein früherer Hofmeister,“ sagte der Kleine lächelnd, „und doch verstehe ich meine Sache nun besser als früher. Wie geht das zu?“

„Je nun, ganz natürlich,“ antwortete Georg. „Du mußt nachdenken über das, was du lernen sollst, und da geht das Verständnis ganz von selbst aus deinem Innern auf.“

„Schön, daß ich das weiß!“ sagte der Knabe. „Wenn ich wieder einen Hofmeister bekomme, will ich ihm sagen, er soll es machen wie du, dann lerne ich gewiß recht viel, und mein Vater freut sich über mich.“

„Hast du denn deinen Vater recht lieb?“ fragte Georg.

„Ei freilich!“ erwiderte der Kleine voll Eifers. „Du glaubst gar nicht, wie gut er ist! Herzensgut ist er, und besonders, wenn ich recht fleißig bin. Da schenkt er mir

immer tausenderlei Dinge und spricht so lieb zu mir! Du solltest es nur einmal hören!"

"Nun, wenn er sich freut, wenn du fleißig bist, so wollen wir gleich wieder an die Arbeit gehen," sagte Georg und wandte sich von neuem zu den Büchern.

Mit vergnügtem Gesicht und frohem Eifer lauschte der Knabe seinen Lehren und Ermahnungen, und so flink ging ihm alles von der Hand, indem er den leisen Winken Georgs folgte, daß er seine Arbeiten beendet hatte, ehe eine Stunde vergangen war.

"Na, der Vater wird sich schön freuen, wenn er heute meine Lektion mit mir durchnimmt," sagte er vergnügt. "Das hab' ich dir zu verdanken, und will dich recht lieb dafür haben. Aber wie heißt du eigentlich? Ich kenne dich ja noch gar nicht, obgleich du so freundlich bist."

"Nenne mich Georg und ich will dich Friedrich nennen," erwiderte Wald. "Ich habe deinen Namen auf den Büchern gelesen."

"Ja, Friedrich bin ich getauft worden, meinem Großvater zu Ehren," sagte der Knabe. "Also Georg heißt du? Das ist ein recht hübscher Name, und es freut mich, daß du nicht Hans oder Töffel oder Christian heißt."

Georg lächelte. Er streichelte dem lebhaften Knaben freundlich die Wange, und wendete sich dann zu seiner Arbeit zurück.

"Ich sehe wohl, ich darf dich nicht mehr stören," sagte der kleine Friedrich, indem er seine Bücher auf die Seite legte. "Auch muß ich nun zu meinem Vater, und werde dich den ganzen Tag über nicht mehr sehen können. Aber morgen früh, Georg! Nicht wahr, du kommst doch wieder her? da hilfst du mir wieder! Ja?"

"Ja, mein Herzensjunge!" erwiderte Georg freundlich, "und wenn ich auch nachher eine Stunde länger bei meiner eigenen Arbeit zubringen müßte."

Der Knabe sprang davon und Georg zeichnete fleißig weiter. Doch machte er heute gar manchen Fehler, und mußte oft Gummi zur Hand nehmen, um die vielen falsch gezogenen Linien und Striche vom Papier zu vertilgen und durch richtige zu ersetzen. Der Gedanke: „wenn du des Knaben Hofmeister werden könntest!“ erfüllte seine Seele und machte ihn zerstreut. —

„Vater!“ sagte der kleine Friedrich vergnügt, „heute habe ich eine prächtige Bekanntschaft gemacht.“

„Und wen hast du denn kennen gelernt, mein Sohn?“ fragte liebevoll ein stattlicher Mann, dessen ganzes Aeußere von Hoheit und Würde zeugte.

„Einen Drechslergesellen, der Georg heißt,“ erwiderte der Knabe.

„Was du sagst, mein Sohn! Wie bist du denn mit dem so schnell bekannt geworden?“

„Weil er freundlich war und mir bei meiner Arbeit half,“ sagte Friedrich.

„Der Drechslergesell?“ fragte ungläubig der Vater.

„Ja, ja, der Drechslergesell, der die Zeichnungen für die neuen Zimmer macht,“ beteuerte der Kleine. „Und du hättest nur sehen sollen, wie prächtig er mir alles klar und deutlich zu machen wußte. Du hättest dich des Todes verwundert. Ich habe in einer Stunde mehr bei ihm gelernt, als bei meinem vorigen Hofmeister in acht Tagen.“

Der Vater wurde aufmerksam und ließ sich ausführlich erzählen, was alles der Kleine mit Georg gesprochen und gethan hatte.

„Kommt der junge Mann morgen wieder?“ fragte er.

„Ja, wenigstens hat er versprochen, mir wieder zu helfen,“ erwiderte der Knabe. „Er darf doch, Vater?“

„Ja. Es soll mir sogar lieb sein, wenn er es thut.“

Der Knabe sprang davon, und das Gespräch hatte ein

Elftes Kapitel.

Gottes Segen.

Die Glocke ſchlug eben neun Uhr vom höchſten Turme der Reſidenz als der Knabe Friedrich mit einem fröhlichen „guten Morgen“ in das Gemach trat, wo Georg bereits über eine Stunde fleißig gezeichnet hatte.

„Nun,“ fragte er zutraulich, „wie iſt's heute? Wirſt du mir wieder helfen?“

„Gewiß will ich's, mein lieber Knabe,“ erwiderte Georg freundlich, „Ich hab' es dir verſprochen.“

Er legte den Bleiſtift auf die Seite und ſetzte ſich mit Friedrich an deſſen Arbeitstiſch. Bald waren beide in ihre Arbeiten, in Fragen und Antworten, in Lehren und Lernen ſo eifrig vertieft, daß ſie ein leiſes Knarren der Thüre, welche vorſichtig geöffnet ward, nicht vernahmen, oder doch nicht darauf achteten, ſondern ganz ruhig und unbefangen ihre Geſchäfte fortſetzten. Ehe eine Stunde vorüber war, hatte Friedrich ſeine Lektionen beendet und klappte vergnügt ſeine Bücher zu.

„Höre Georg,“ ſagte er, „ſo prächtig wie ich geſtern meine Sache gemacht habe, als der Vater mich examinierte, habe ich ſie noch nie gemacht. Ich wollte, du wäreſt dabei geweſen und hätteſt geſehen, wie er mich nachher be-
lohnte.“

„Erzähl' es mir doch,“ ſagte Georg.

„Nun, erzählt iſt es bald genug,“ plauderte der Knabe.

„Erſt gab er mir einen Kuß, dann ſagte er, ich wäre ein braver Junge, und endlich verſprach er mir ein kleines Pferdchen, wenn ich noch acht Tage ſo fleißig ſein würde, wie geſtern.“

„Ei, das ist ja schön!“ sagte Georg. „Da müssen wir uns wohl tüchtig zusammennehmen; denn das Pferdchen möchtest du wohl gern haben?“

„Und wie gern!“ rief Friedrich; „ein bißchen kann ich schon reiten, und wenn ich erst ein eigenes Kößlein habe, lerne ich's gewiß bald eben so gut, wie der Vater. Aber leider glaube ich nicht, daß ich es bekomme.“

„Und warum nicht?“ fragte Georg.

„Nun, du wirst mir nicht alle Tage helfen wollen, und allein werd' ich mit den Arbeiten nicht fertig werden, wenn ich mir auch alle mögliche Mühe gebe,“ sagte der Kleine.

„Wie kannst du glauben, daß ich dir nicht helfen werde?“ entgegnete Georg. „Ich thur' es recht gern.“

„Was? du wolltest?“ jubelte Friedrich und sprang voller Freude auf. „Dann freilich ist das Kößlein schon so gut als mein! Du bist aber zu gut, und ich will gewiß meinem Vater recht viel von dir erzählen, daß er dich auch so lieb gewinnt, wie ich. Gleich will ich zu ihm gehen.“

Eilig rannte der Knabe davon, prallte aber drei Schritte weit zurück, als plötzlich die Thür aufgemacht wurde und der Vater ihm entgegentrat.

„Da ist er schon selbst!“ rief Friedrich seinem Freunde Georg zu, der sogleich aufstand und sich achtungsvoll verbeugte.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, lieber Herr,“ sagte Friedrichs Vater freundlich zu Georg. „Ich werde bei Ihnen Platz nehmen, und einige Worte mit Ihnen sprechen. Kennen Sie mich?“

Georg verneinte.

„Nun, es thut nichts zur Sache,“ sagte Friedrichs Vater. „Auch denke ich, werden wir bald genug bekannter mit einander werden. „Friedrich,“ wandte er sich zu seinem

Sohne, „geh einstweilen in mein Gemach; bald werde ich nachkommen.“

Der Kleine entfernte sich, nachdem er Georg freundlich zugewinkt hatte, und sein Vater setzte sich diesem gegenüber.

„Ich muß Ihnen das Bekenntniß ablegen,“ sagte er, „daß ich bereits seit einer Stunde Sie und meinen Sohn belauscht habe, und nicht wenig überrascht bin, bei einem Handwerker die gediegensten Kenntnisse zu gewahren. Beantworten Sie mir gefälligst eine Frage. Sind Sie wirklich nichts anderes, als ein Drechslergesell?“

Georg schwieg verlegen. Sollte er einem Fremden, einem gänzlich Unbekannten seine sonderbare Lage auseinandersetzen? Friedrichs Vater bemerkte den inneren Kampf Georgs, und er suchte ihm denselben zu erleichtern.

„Reden Sie offen mit mir,“ sagte er mit einem so gewinnenden und zugleich würdevollen Wesen, daß Georgs Zweifel sogleich gehoben wurden. „Vertrauen Sie sich mir ganz an. Ich gebe Ihnen die Versicherung eines rechtlichen Mannes, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen werde.“

Georg überwand jetzt das Gefühl einer falschen Scham, und erzählte offen, daß er Theologie studiert habe und nur durch die Rücksicht auf seine arme und kranke Mutter gezwungen worden sei, bis auf bessere Zeiten zu einem Handwerke zu greifen.

Der Fremde forschte weiter und weiter und fragte so klug und verständig, daß bald Georgs Leben klar und unverhüllt vor ihm lag. Er schien tief von Georgs Seelengröße gerührt, und betrachtete den Jüngling mit teilnehmenden Blicken.

„Sie werden weiter von mir hören,“ sprach er aufstehend und Georg herzlich die Hand schüttelnd. „Sept will ich Sie nicht länger aufhalten.“

Er verschwand nach einer leichten Verbeugung durch die Thür, und ließ Georg in einem seltsamen Zustande zurück. Der bestürzte junge Mann wußte nicht, was er von dem allen denken sollte. Nur so viel schien ihm klar, daß er vielleicht zu Friedrichs Hofmeister erwählt werden könne. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entzücken, und kaum vermochte er heute mit der nötigen Besonnenheit seine Zeichnungen zu vollenden.

Mehrere Tage vergingen. An jedem Morgen half er dem kleinen Friedrich bei seinen Arbeiten, und ahnte nicht, daß er während der Unterrichtsstunden stets von des Knaben Vater beobachtet ward. Endlich kam der Sonntag heran, den er immer in Gesellschaft seiner Mutter zubringen gewöhnt war. Auch heute saß er ihr am Morgen gegenüber und las mit klangvoller Stimme eine Predigt vor, als ein reich gallonierter Diener, in den Farben des königlichen Hauses gekleidet, in sein Gemach trat, und ihm ein großes Schreiben überreichte.

„Antwort ist nicht nötig,“ sagte der Diener und entfernte sich.

Georg aber wog den gewichtigen Brief zweifelhaft in den Händen, als ob er dächte: wird er Gutes oder Böses bringen? Endlich erbrach er voll Erwartung das mächtige Siegel und löste das Couvert. Ein großer, zusammengefaltener Bogen und ein zierlich gebrochenes Briefchen fielen heraus. Er griff nach dem letzteren, las hastig, war totenbleich, und sank zuletzt, wie ohnmächtig, in seinen Stuhl.

„Um Gotteswillen, Georg!“ rief seine Mutter erschreckt. „Was ist dir? Hast du böse Nachrichten empfangen?“

„Nein, Mutter, nein!“ entgegnete Georg mit freudleuchtenden Augen, wie beseligt auffpringend. „Laß uns

knien und beten, denn Gott hat das Füllhorn seiner Gnade über uns ausgeschüttet!“

Mit stürmischem Entzücken fiel er der Mutter um den Hals und brach in einen Strom von Thränen aus. Aber es waren Thräne der süßen Freude, die seinen Augen entfloßen.

Die zärtlichen Liebkosungen der besorgten Mutter besänftigten jedoch bald den Sturm von Georgs Gefühlen, und er vermochte es, ihr den empfangenen Brief vorzulesen. Er lautet also:

„Mein werter Herr!

„Ohne daß Sie es ahnten, habe ich den Unterrichtsstunden, welche Sie in den letzten Tagen meinem Sohne erteilten, beigewohnt, und Sie als einen trefflichen Lehrer und Führer der Jugend kennen gelernt. Ich habe genaue Erkundigungen über Sie eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß die Erzählung Ihres vergangenen Lebens, mit welcher Sie mich erfreuten, auf Wahrheit beruht, und muß nur tadeln, daß Ihre große Bescheidenheit es verhinderte, sogleich Ihren ganzen Wert kennen zu lernen. Ein Sohn, der so treu wie Sie für eine arme und kranke Mutter sorgte, wird meinem Knaben ein treuer und sorgsamer Freund und Lehrer sein. Empfangen Sie daher anbei das Patent als Hofmeister des Prinzen Friedrich.

Ihr geneigter

Prinz Hermann.“

Ein Schrei des Entzückens entfloß dem Munde der Frau Wald, und eine neue Umarmung folgte der Ueberraschung.

„Der Himmel belohnt dich, mein guter, mein lieber Sohn!“ stammelte die Mutter. „Er vergilt, was du an mir gethan, als ein liebevoller Vater! Ehre und Dank sei Gott in der Höhe!“

„Amen!“ sagte Georg; und beide knieten nieder und brachten in stillem Gebete dem Herrn der Welten ihren Dank für seinen Segen.

Nachdem der erste Sturm des Entzückens vorüber war, entfaltet Georg das Patent und fand, daß er vorläufig auf sechs Jahre als des Prinzen Erzieher mit einem Jahrgelohde von tausend Thalern angestellt war.

Man denke sich die Freude der guten Leute, welche so plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, aus der drückendsten Lage zu der Sonnenhöhe des Glücks emporgehoben wurden. Sie zu beschreiben, fühle ich nicht die Kraft in mir. —

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

So hatte denn Georg die Belohnung für seinen unermüdblichen Fleiß und für die zarte Sorgfalt, mit der er sich seiner Mutter angenommen, empfangen. Das Verhältniß, in welches er zu Prinz Hermann und dem kleinen Prinz Friedrich trat, war das angenehmste, das sich denken läßt, indem Prinz Hermann ein wahrhaft edel gesinnter und hochherziger Herr war, der den Erzieher seines Sohnes nicht als Domestiken, sondern als wirklichen Freund ansah und behandelte. Je mehr er übrigens Georg beobachtete, desto höher stieg seine Zuneigung zu dem wackern jungen Manne, und desto mehr überhäufte er ihn mit Gunstbezeugungen und Beweisen seiner Achtung. Prinz Friedrich nun vollends hing mit unbeschreiblicher Liebe an seinem

braven Lehrer, und machte so erstaunenswerte Fortschritte in allen Wissenschaften, daß niemand dem Erzieher desselben die ehrendste Anerkennung versagen konnte.

Bei alledem blieb Georg immer bescheiden. Hochmut, Stolz, Ueberhebung seiner selbst, Geringschätzung anderer und alle übrigen Fehler, welche bei günstigen Verhältnissen so leicht in das Herz des Menschen einziehen, hielt er fern von sich, und vergaß nie, daß er nächst Gott seinem Gönner, dem Prinzen Hermann, den höchsten Dank schuldig war. Wie konnte er ihn besser bethätigen, als durch die äußerste Sorgfalt, die innigste Liebe für seinen Zögling. Ihm widmete er alle seine Kräfte, und bereicherte seinen Geist mit Kenntnissen, sein Herz mit Liebe und Vertrauen zu Gott, dem Vater aller Menschen.

Georg hätte nun, da ihm so reiche Geldmittel zu Gebote standen, und da er außerdem mit wertvollen Geschenken von seinem Gönner und Freunde überhäuft war, in allen Genüssen des Reichthums schwelgen können, aber er zog es vor, in der gewohnten Mäßigkeit und Enthaltbarkeit zu verharren. In der Ausübung seiner Pflichten, in der Bereicherung seines Geistes mit den Schätzen der Wissenschaft, in der Unterhaltung mit den gelehrtesten Männern der Residenz fand er den höchsten Genuß. Das geräuschvolle, zerstreute Leben der großen Welt zog ihn nicht an, obwohl er sich demselben auf den Wunsch des Prinzen Hermann zuweilen hingeben mußte. Er durchschaute die Hohlheit desselben trotz seiner blendenden Hülle und kehrte aus den glänzenden Sälen immer mit erhöhter Liebe zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück.

Seinen reichen Gehalt verwendete er auf die edelste Weise. Die Hälfte davon erhielt seine zärtlich geliebte Mutter. Mit dem kleineren Theile der andern Hälfte befritt er seine geringen Bedürfnisse; den Rest verteilte er mit weiser Vorsicht an Arme, denen Hilfe nötig war, und

die noch nicht den Mut hatten, das Mitleid fremder Menschen anzusehen.

So verbreitete er Segen rings umher und fühlte sich unbeschreiblich glücklich.

Ein Jahr war bereits vergangen, seit Georg als Hofmeister des Prinzen Friedrich angestellt worden war, da hat ihn eines Tages Prinz Hermann, einem glänzenden Feste beizuwohnen, welches er zu Ehren seines Bruders, des regierenden Königs, zu geben gesonnen sei. Georg mußte natürlich dem Wunsche seines hohen Gönners Folge leisten und fand sich zur bestimmten Stunde in den prachtvoll geschmückten und tageshell erleuchteten Gemächern ein. In den weiten Räumen wogte eine gepuzte, mit Bändern, Sternen und Orden geschmückte Gesellschaft auf und ab, rauschende Musik erscholl, und jeder Gast hatte sein freundlichstes Gesicht und den besten Willen mitgebracht, sich auf das Angenehmste zu unterhalten. Viele freundlich grüßende Blicke vornehmer Herren empfingen den schlichten Georg, und manche reich heringte Hand drückte herzlich die seinige. Er grüßte bescheiden nach allen Seiten, und zog sich dann still in den Hintergrund zurück. In Gedanken versunken achtete er kaum des regen Gewühls um sich her, als er plötzlich den Druck einer Hand auf seiner Schulter fühlte. Er wandte sich um, und erblickte zu seinem größten Erstaunen den jungen Grafen Adalbert von Wildström, der ihn alsbald mit herzlichster Liebe umarmte.

„Mein Gott, Herr Graf,“ sagte Georg. „Sie überraschen mich. Ich glaubte Sie weit von hier unter Italiens ewig blauem Himmel.“

„Heute erst bin ich von dort zurückgekehrt,“ erwiderte Adalbert. „Aber, lieber Wald, ich hoffe, wir sind alte Freunde, warum also das fremde Sie? Denke wir wären noch auf der Universität und nenne mich Wildström und du.“

Georg schlug in die dargebotene Hand des Grafen ein

und betrachtete diesen dann mit einem langen und prüfenden Blicke.

Adelbert hatte sich sehr verändert. Aus dem blühenden, kraftvollen Jüngling war eine bleiche, gebeugte Gestalt geworden. Das früher blitzende und sprühende Feuer seines Auges war entflohen und ein trübes Lächeln schwebte matt auf den schmerzlich verzogenen Lippen. Er fühlte inniges Mitleid für ihn, und Graf Adelbert mochte wohl seine Gedanken erraten.

„Du findest mich sehr verändert?“ fragte er, indem er sich zwang, ein heiteres Wesen anzunehmen und die Wolken von seiner blassen Stirn zu verscheuchen. „Ja, ich habe viel gelebt in kurzer Zeit, und das mag wohl die Blüte meiner Jugend ein wenig geknickt haben. Doch das läßt sich ja wieder einbringen! Glück und Gold sind die besten Zauberer, und sie werden bald genug wieder die Röthe der Gesundheit auf meine Wangen zaubern.“

Er lachte, aber Georgs Herz erzitterte bei diesem Lachen. „Adelbert!“ sagte er traurig, des Freundes Hand drückend, „ich sehe, es ist eingetroffen, was ich fürchten mußte: du bist nicht glücklich. Meine nicht, mich zu täuschen — ich weiß, du kannst nicht glücklich sein.“

Die Hand des jungen Grafen zuckte, und er lächelte trübsinnig. Doch sagte er sich schnell und sagte leicht: „Du irrst. Ich bin glücklich, denn ich fliege von Genuß zu Genuß, von Vergnügen zu Vergnügen, von Lust zu Lust. Ich schwimme in einem Meere von lauter Borne.“

„Und solch ein Leben konnte dir genügen?“ fragte Georg. „Dir, der du früher immer nach Hohem und Edlem strebtest? Der du mit scharfem Blick die Leerheit eines arbeitslosen, eines zwecklosen Daseins durchschaust? Deine Seele, Adelbert, ist übersättigt, krank, unbefriedigt, und dein Körper leidet, weil dein Geist in Gram versinkt ist. Du bist unglücklich und weißt, daß du es bist, aber

dein Stolz sträubt sich, die Wahrheit einzugestehen. O, Adelbert! Besiege diesen Stolz, öffne mir, deinem Freunde, dein Herz, und glaube mir, du wirst dich erleichtert fühlen. Ich liebe dich, Adelbert, liebe dich von ganzer Seele, da ich dein edles, treffliches Gemüt kenne. Vertraue mir deshalb, und schütte den brennenden Gram, der deine Brust erfüllt, in meinen Busen aus."

Adelbert war sichtbar erschüttert.

"Nicht hier," flüsterte er mit bebender Stimme.

"Nicht hier; niemand, als du, soll mein Inneres kennen lernen, um darüber zu spotten. Morgen will ich zu dir kommen, morgen!"

"Nicht morgen," erwiderte Georg. "Gleich, in dieser Stunde, in dieser Minute noch. Laß uns auf mein Zimmer gehen, Adelbert, dort sind wir ganz ungestört."

Halb wider Willen folgte Adelbert dem vorausschreitenden Freunde, und aus dem geräuschvollen Saale sahen sich beide nach wenigen Minuten in die stille, friedliche Einsamkeit von Georgs Studierzimmer versetzt.

"Hier ist mir wohl," sagte Adelbert, den Freund in die Arme schließend, "und hier, Brust an Brust, Herz an Herz will ich dir gestehen, daß du recht hast, daß ich mich selbst lange getäuscht habe, daß ich unglücklich bin und längst alle Hoffnung aufgab, je wieder glücklich zu werden. Dein Spruch ist wahr: Kein Reicher ist glücklich, der die materiellen Schätze höher achtet, als die Schätze des Geistes."

Aber eben so wahr ist auch, daß es nie zu spät ist, einen falschen Weg zu verlassen, um auf den richtigen zurückzukehren!" sagte Georg, den jungen Grafen an sich drückend. "Gräme dich nicht mehr, Adelbert. Du bist noch jung und kräftigen Geistes. Dir wird es leicht werden, das Rechte zu wählen und den Frieden deiner Seele wieder zu erringen."

„Wollte Gott, du sprächest wahr, wie damals, als ich dich zum letzten Mal sah,“ erwiderte Adelbert und setzte sich neben Georg auf das Sofa. „Doch höre mich an. In wenigen Worten ist meine Geschichte erzählt die mein Inneres enthüllt.“

Georg ergriff des Grafen Hand und lauschte aufmerksam seinen Worten.

„Ein halbes Jahr früher als du,“ begann Adelbert „verließ ich die Universität und die jungen Männer, welche ich zu jener Zeit meine Freude nannte. Armer an Kenntnissen, als damals, wo ich mein väterliches Haus verließ, kehrte ich zurück. Mein Vater fragte nicht danach wie ich meine Zeit angewendet hatte. Ihm genügte es daß ich mich in der Gesellschaft der großen Welt zu betheiligen verstand, daß ich von seinen Freunden als ein fein gebildeter junger Mann gerühmt wurde, und daß ich an dem geräuschvollen Leben der Residenz Vergnügen zu finden schien. Ich eilte aus einer Gesellschaft in die andre, besuchte Bälle, Theater, Concerte und war überall wohl aufgenommen und gelitten. Fehlte es mir doch nicht an Gelde, besaß ich doch die schönsten Pferde und Hunde, gab mein Vater doch die leckersten Feten in der ganzen Stadt. Ich lebte in einem fortwährenden Strudel von Verschwendungen und meinte wirklich, daß ich ganz glücklich sei.

„Nur zu bald aber,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „verlor dieses Leben allen Reiz für mich, und ein peinliche Leere in meinem Innern beugte mich nieder und vergällte mir jeden Genuß. Ich schrieb diesen Zustand lächerlicherweise nicht mir selbst, sondern der Gesellschaft in welcher ich mich bewegte, zu und meinte, eine andre Stadt würde die erstorbene Lebenslust wieder in mir aufwecken. Ich reiste und eilte von Residenz zu Residenz, durchslog weite Landstrecken, reiste nach Paris, nach London

nach Wien, nach Neapel, stürzte mich in einen Strudel rauschender Vergnügungen und füllte immer die Leere nicht aus, die mich fast zur Verzweiflung brachte. In Venedig verführte man mich zum Spiel. Ich spielte viel, hoch und glücklich. Einige Wochen fand ich Geschmack daran; dann wandte ich wieder mit Verachtung den Spielsälen den Rücken zu und rührte keine Karte mehr an. Ich ritt, ich socht, ich tanzte, ich verschwelgte ganze Nächte bei feurigen Weinen mit jungen, lärmenden Gesellen; aber nie fand ich Befriedigung, nie schwellte das süße Gefühl des Glückes meine Brust. Zur Unzufriedenheit der Seele gesellte sich endlich auch Kränklichkeit des Körpers und zuletzt faßte ich den Entschluß, nach Hause zurückzukehren, auf alles, was Glück heißt, zu resignieren und mein Leben hinzuschleppen, wie es Tausende vor mir gethan haben, Tausende nach mir thun werden; in Überdruß und Gleichgültigkeit. So siehst du mich wieder, Georg, unglücklich und dich beneidend; denn du,“ — er seufzte, indem er es sprach — „du bist ein glücklicher Mensch.“

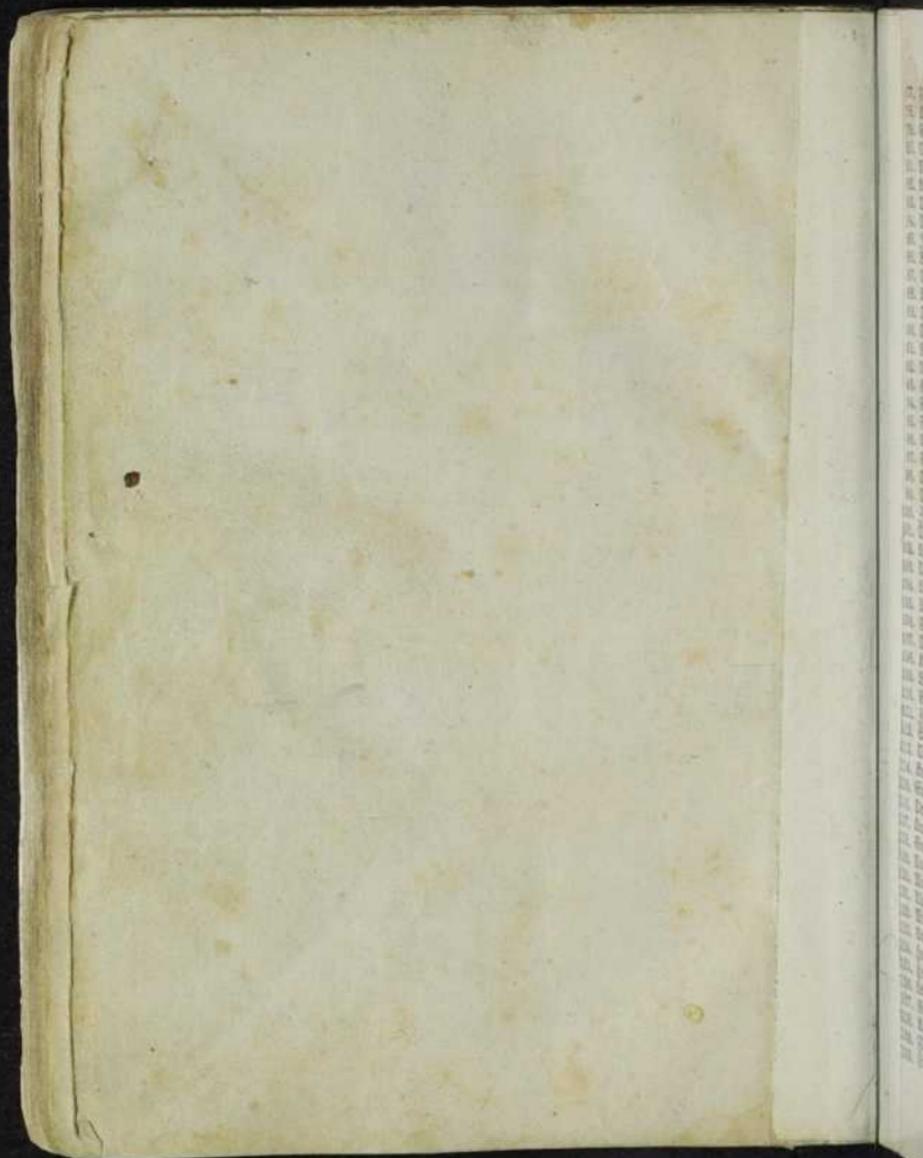
„Der auch dich glücklich und zufrieden machen wird!“ rief Georg mit einer glänzenden Thräne im Auge.

Leise seufzend lehnte sich Adelbert in die Sofakissen zurück, Georg sprach mit eindringlicher Liebe und Herzlichkeit: „Du hast an dir selbst erfahren, wie wenig Reichthum allein das Gemüt zu befriedigen vermag, obwohl er dir die Macht verleiht, das höchste Glück zu erreichen, wenn du ihn weise zu benutzen verstehst. Sieh, Adelbert, glücklich war ich schon, als ich noch mit Armut kämpfte; denn ich fand Friede und Ruhe meiner Seele, indem ich meine Pflicht erfüllte. Strebe auch du danach, die deinige zu erfüllen. Arbeite, sammle geistige Schätze und wende sie an, eine Nebenmenschen zu beglücken. Du bist reich, hoch geboren, und Gott hat dir ein menschenfreundliches Herz und die edelsten Geisteskräfte verliehen. Erhebe dich und erringe

dir eine Stellung, wo du Macht und Gewalt hast, den Samen des Guten über ein ganzes Volk auszuschütten. Dein Platz ist zunächst am Throne. Nimm ihn ein, und wenn du dann, den Segen spendend, die Früchte deiner Anstrengungen genießest, dann will ich kommen und fragen, ob du noch unglücklich, noch unzufrieden bist. Wie wird dann die Antwort lauten?"

"Daß ich glücklich bin, und es dir verdanke!" rief Adelbert, sich begeistert an die Brust des Freundes werfend. "Ja, ich will dir folgen, denn ich erkenne die Wahrheit deiner Worte. Das wahrhaftige Glück kann nicht mit Gold erkaufte werden, es erblüht, eine duftende Blume, nur aus dem Ringen nach Eblem und Gutem, aus ernster Arbeit, aus rastloser Anstrengung des Geistes."

Adelbert hielt Wort und Georgs Weissagung ging in Erfüllung. Als Minister eines mächtigen Königs verbreitete er Segen über ein großes Volk, und Georg steht ihm zur Seite als ein treuer und liebevoller Freund. Der Student, der ehemalige Hofmeister des Prinzen Friedrich, ist General-Superintendent des ganzen Landes geworden, und das ganze Land blickt zu ihm auf mit Liebe und Ehrfurcht. Seine gute Mutter ist unlängst gestorben und er betrauert sie noch tief und schmerzlich. Aber ein wackerer Mann, der Hofprediger Friedrich in der Residenz, hilft ihm den Verlust tragen, und die alte Christine, noch immer die sorgsame Haushälterin ihres Herrn, tröstet ihn mit kernhaften Sprüchen. Glückselig aber sind alle, denn sie tragen den sichersten Schatz im Herzen: "Frieden mit sich und Gott, der sie so väterlich und weise geleitet hat."



77. Fürst
 78. Klein
 79. Ein
 80. Die
 81. Das
 82. Keine
 83. Die
 84. Man
 85. Jenseits des Meeres. Agent.
 86. Dange Lage.
 87. Lüchzig und untüchtig.
 88. Ritter und Bauer.
 89. Der Befehzte.
 90. Der Silbergroshen.
 91. Nemefik.
 92. Unter der Erde.
 93. Graf und Bärenführer.
 94. Eine Familiengeschichte.
 95. Ein armer Sünder.
 96. Aus vergilbten Papieren.
 97. Gut Wert findet gute Stall.
 98. Die Brüder.
 99. Der Anabe aus Helgoland.
 100. Zeit ist Geld.
 101. Die Gouvernante.
 102. Neufferer Glanz.
 103. Die Auswanderer.
 104. Arbeit und Geld.
 105. Vergeltung.
 106. Glückwechsel.
 107. Der Pafcherjunge.
 108. Kleine Veräumnisse.
 109. Böses Gewiffen.
 110. Ein gutes Herz.
 111. Abgeuner Treue.
 112. Säen und ernten.
 113. Treue Diener.
 114. Belagerung von Kolberg.
 115. Ein Millionär.
 116. Der Eifenkop.
 117. Krumme Wege und alte Wege.
 118. Ein Regelsleben.
 119. Das Pfarrhaus.
 120. Was du thust, thut dir.
 121. Thust du was thut dir. St.
 122. Wie man
 123. An Gottes Segen. Segen.
 124. Hochmut
 125. Herzlos und
 126. Lebenslämp.
 127. Gott lenkt.
 128. Auf der Karree.
 129. Fleiß und Trägheit.
 130. Ein guter Sohn.

131. Durch Nacht zum Licht.
 132. Auf der Flucht.
 133. Die Stimme des Herrn.
 134. Wenn Gott hilft, geht alles.
 135. Mozarts Jugendjahre.
 136. Aus der guten alten Zeit.
 137. Der Herr den Wolken.
 138. Starfinn und fester Wille.
 139. Am Wackfeuer.
 140. Ludwig v. Beethoven.
 141. Ein Spion.
 142. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.
 143. Hirt und Fächtling.
 144. Der arme
 145. Schillers Jugendjahre.
 146. Aus dem Grabe.
 147. Thue recht und scheue niemand.
 148. Und führe und nicht in Versuchung.
 149. Der Herrenhof.
 150. Ein treuer Freund ist eine starke Stütze.
 151. Gute Kameraden.
 152. Aus eigner Kraft.
 153. Nicht immer.
 154. Nun danket alle Gott.
 155. Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen.
 156. Die Rache ist mein.
 157. Ein verkanntes Herz.
 158. Gute Seelen.
 159. Die Furcht vor der Arbeit.
 160. Wer Geld lieb hat.
 161. Ein treuer Diener seines Herrn.
 162. Der Schleimhül.
 163. Nur immer gerade durch.
 164. Gott verläßt die Seinen nicht.
 165. Die groß ist des Allmächtigen Güte.
 166. Lebendig begraben.
 167. Des Hauses Ehre.
 168. Der Bösen Lohn.
 169. Bleibe im Lande u. nähre dich redlich.
 170. Komm Herr Jesus, sei unser Gast.
 171. Auf hohem Throne und in der Dachkammer.
 172. Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck.
 173. Die Kinder sollen dankbar sein dem Eltern.
 174. Aus der Maserakademie.
 175. Du sollst niemand verachten um seines geringen Menschens willen.
 176. Armut schändet nicht und Reichtum macht nicht glücklich.
 177. Enkel

178. Die Sünde ist geschrieben mit eisernen Griffeln.
 179. Wemt man sündigt, damit wird man bestraft.
 180. Durch Güte und Treue wird die Missethat verfohnt.
 181. Gott ist ein Schid allen etc.
 182. In allen meinen Thaten etc.
 183. Es ist kein Häuschen etc.
 184. Gott hilft tragen etc.
 185. Die böse Stiegmutter.
 186. Harte Köpfe.
 187. Abenteurer des wilden Robi.
 188. Der Herr prüfet die Seinen.
 189. Die beiden Reichenstein.
 190. Wer Gutes mit Bösem vergilt etc.
 191. Das Quellbäuernhaus.
 192. Nur drei Pfennige.
 193. Kathias und Franzl.
 194. Das beirrte Aind.
 195. Der alte Versinger.
 196. Der Stadtseifer von Schönau.
 197. Die Schule des Lebens.
 198. Christian David Dittler.
 199. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.
 200. Was einer weißt, das widerfährt ihm.
 201. Fflichtgetreu.
 202. Leibeigen.
 203. Marahinta oder: Die Verlassene von St. Nicolas.
 204. Mit Reinem fängt man an.
 205. Heidenäusers Friedl.
 206. Der Herr hat alles wehlgemacht.
 207. Treu und rein wie Gold.
 208. Lebenswege.
 209. Jugend beisch.
 210. An den Gefahren Afrikas oder: Treuer Freundschaft Lohn.
 211. Ungleiche Gefährten.
 212. Der Storchbauer.
 213. Das Beckwerk am Stände.
 214. Geier-Andel.
 215. 1812.
 216. Wer nur den lieben Gott läßt walten.
 217. Die Jungfrau von Orleans.
 218. Nazi, der Geißhüb.
 219. Runo, der Birgheimer.
 220. Den Gerechten bleibt zuletzt der Sieg.
 221. Gott ist der Waisen Vater.
 222. Ein frohes Herz, gesundes Blut etc.
 223. Fürs Vaterland!
 224. Ein Kindesraub.
 225. Jung Harald.
 226. Schuld und Sühne.
 227. Treue um Treue.
 228. 's Studentle.
 229. Die Hexe vom Schneeberg.
 230. Kaiser Wilhelm I.
 231. Willenskraft Beae Schaff.
 232. Unter fremdem Joch.
 233. Der Ungerechten Treiben findet seinen Richter.
 234. Wenn's nötig ist, hilft Gott.
 235. Anno dazumal.

Im gleichen Verlage erscheint alljährlich:

Franz Hoffmann's
Neuer deutscher Jugendfreund ↔
 für Unterhaltung und Veredelung der Jugend.

Mit vielen Abbildungen in Stahlstich, Farbendruck und Holzschnitt.
 Jeder Band in elegantem Einbände kostet Mark 6.—

Urteile der Presse.

Zentralorgan für die Interessen des Realshulwesens: Franz Hoffmann's
 Freund gehört zu den alten Freunden, die nie alt werden und nie v
 enigen Büchern, deren sich die nachwachsende Jugend immer ausü
 erfreut, und die auch das Alter selbst mit Vergnügen liest etc. So w
 n trefflichen alten und ewig jungen Werte noch wie vor besten Eric
 uns freuen, wenn wir ihn übers Jahr wieder begrüßen können.
 Königsberger Hartung'sche Zeitung. Das Buch bedarf keiner weite
 r, als der Bemerkung, daß sich der vorliegende Jahrgang seinen Vorz
 um und Gediegenheit des Inhalts, wie an Schönheit der Ausstattung
 te anschließt. Spannende Erzählungen wechseln mit interessanten Be
 sagen, Erntes mit Heterem, Poesie mit Prosa ab; Stahlstiche, Hol
 drucke in geradezu erstaunlicher Zahl und Ausführung verleihen deu
 iter einen Schmuck, der seiner innern Gediegenheit sich würdig zu
 Wir stehen nicht an, demselben unter den ähnlichen
 ollen Erscheinungen den ersten Rang zuzuerkennen
 hlen es somit auswärts.
 etc. etc.

Internationale Jugendbibliothek



047002125952

Arm und Reich.

Eine Erzählung

für

die Jugend.

Von

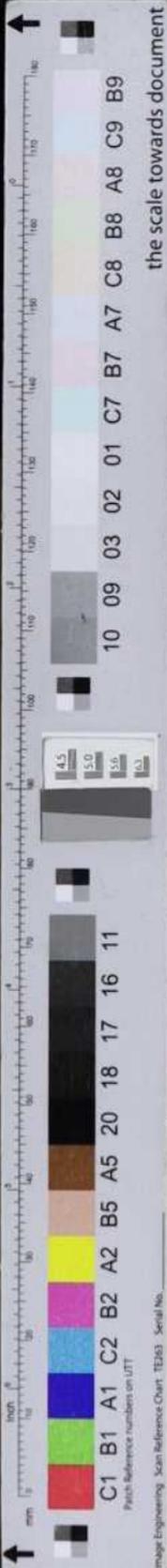
Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Zwölfte Auflage.

Stuttgart.

Berlag von Schmidt & Spring.



the scale towards document